

I. Einleitung

1. Militärgeschichte und das Heroische: Forschungsstand, Zuschnitt und Fragestellung

„Der Mund der Wahrheit sagt: daß Preussens Helden in den zehn Wochen [...] erinnerungswerthe Thaten gethan haben.“¹

Der Feldprediger Carl Daniel Küster über die preußischen Soldaten des Siebenjährigen Krieges in den letzten Monaten des Jahres 1758.

„La vérité est que l'héroïsme compte double chez les pauvres diables exposés à mourir dans le rang, sur l'alignement des camarades, sans être soutenus par l'amour-propre de l'homme sur lequel tout un public a les yeux fixés. [...] *Vas où tu peux! Meurs où tu dois!* dit le premier. Et le second dit à son tour: *Le sang du soldat fait grand le capitaine*. Quelle leçon d'héroïsme militaire dans l'un! Et dans l'autre, quelle tragique moralité!“²

Lorédan Larchey über die Feldzüge Napoleons und ein Sprichwort aus Gabriel Meuriers *Trésor des Sentences* in der Einleitung zu dem Tagebuch des Kanoniers Bricard.

Einfache Soldaten als militärische Helden – dies schien, folgt man den beiden hier aufgeführten Zitaten aus dem späten 18. und dem späten 19. Jahrhundert, in der beginnenden Neuzeit im Vergleich zu früheren Jahrhunderten kein abwegiger Gedanke mehr zu sein. Das, was als heroisch gilt, scheint sich in den Jahrzehnten, welche zwischen der Entstehung dieser beiden Quellen liegen, verändert zu haben. Was für den Feldprediger des Siebenjährigen Krieges Carl Daniel Küster noch als klassischer Ausdruck des militärisch-heroischen Betätigungsfeldes galt, nämlich das Verrichten denkwürdiger Taten auf den Schlachtfeldern des Krieges, wird von dem französischen Bibliothekar Lorédan Larchey Ende des 19. Jahrhunderts anders interpretiert. Zwar sind für ihn die Soldaten ebenfalls Helden, allerdings ist es ihr unsägliches Leid und die Ignoranz des berühmten Feldherren Napoleon ihnen gegenüber, welche ihnen den heroischen Status verleiht. Dieser Vergleich lässt eine interessante Beobachtung zu: Helden und Heldentum sind offenbar keine allgemein gültigen und universell verstandenen Zuschreibungen, sondern kulturell-ideologische Konstrukte, die einem kontextuellen und zeitlichen Wandel unterliegen. Mag dies auf den ersten Blick einleuchtend erscheinen, verwundert es jedoch wiederum, dass in der historischen Forschung diese Problematik bisher wenig Beachtung fand. Obwohl gerade für das 19. Jahrhundert die Bedeutung des militärischen Heldentums und des Heroischen für den politischen und kulturellen Kontext nicht nur von den

¹ Carl Daniel Küster: Bruchstück seines Campagnelebens im siebenjährigen Kriege, Berlin 1791, S. 112.

² Alfred Bricard / Jules Bricard (Hg.): *Journal du Canonnier Bricard 1792–1802*. Publié pour la première fois par ses petits-fils Alfred et Jules Bricard, Paris 1891, S. X.

Zeitgenossen selbst wahrgenommen wurde,³ sondern auch von renommierten Historikern wie Thomas Nipperdey und Hans Mommsen betont wird,⁴ definieren letztere weder den Begriff des Helden genauer, noch untersuchen sie seine Bedeutung in einem spezifischen kultur- und militärgeschichtlichen Kontext. Die Begriffe des Helden und des Heroischen werden als feste Konstanten vorausgesetzt, die weder einem zeitlichen Wandel noch einem kulturellen Bedeutungswechsel unterliegen. Obwohl sich die neuere geschichtswissenschaftliche Forschung einiger Facetten des Themas militärisches Heldentum – wie beispielsweise der militärischen Erinnerungskultur, der Militarisierung und der Nationalisierung – bereits angenommen hat,⁵ besteht weiterhin ein Forschungsdesiderat für die Betrachtung einer der vielleicht stärksten Projektionsflächen adliger und bürgerlicher Wertvorstellungen des späten 18. und 19. Jahrhunderts: der Darstellung des militärischen Heldentums. Dabei stellten Heldenbilder für die Mitglieder des Militärs selbst einen essentiellen Bestandteil ihrer Selbstwahrnehmung

³ Thomas Carlyle macht dies in seiner sechsteiligen Vorlesungsreihe *On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History* 1840 deutlich – auch wenn es seiner Meinung nach zum Zeitpunkt der Vorlesung keine gegenwärtigen allgemein anerkannten Helden mehr gab. Die Heldenverehrung blieb jedoch ein wichtiges Fundament fast jeder westeuropäischen Gesellschaft, auch wenn das 19. Jahrhundert von einer ambivalenten Haltung gegenüber dem Heroischen geprägt war. Einerseits wurde der Verlust heroischer Größe beklagt und eine angeblich zunehmende und unaufhaltsame Dekadenz angeprangert, zugleich wurden aber auch immer wieder Appelle laut, die Nation und das Volk müssten zu Helden werden. Vgl. Ronald G. Asch: *Herbst des Helden. Modelle des Heroischen und heroische Lebensentwürfe in England und Frankreich von den Religionskriegen bis zum Zeitalter der Aufklärung. Ein Essay (Helden – Heroisierungen – Heroismen 3)*, Würzburg 2016, S. 135.

⁴ So betonen sie beispielsweise die Rolle des Heroischen für die deutsche Geschichte insbesondere seit dem Kaiserreich und für die Militarisierung der deutschen Gesellschaft. Vgl. Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1988. Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1991; Hans Mommsen: *Die Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert*, in: Jürgen Kocka (Hg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 288–315.

⁵ Vgl. Wolfram Wette: *Für eine Belebung der Militarismusforschung*, in: ders. (Hg.): *Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik*, Münster 1999, S. 13–37; vgl. ferner Albrecht Ulrich: *Der preußisch-deutsche Militarismus als Prototyp. Aspekte der internationalen wissenschaftlichen Diskussion*, in: ebd., S. 38–60; Volker R. Berghahn: *Militarismus. Die Geschichte einer internationalen Debatte*, Hamburg 1986; Wilfried Bredow: *Moderner Militarismus. Analyse und Kritik*, Stuttgart 1983; Wolfram Wette: *Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur*, Frankfurt am Main 2011; Jörn Leonhard: *Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914*, München 2008; Andrew Donson: *Youth in the Fatherless Land. War Pedagogy, Nationalism, and Authority in Germany, 1914–1918*, Cambridge 2010; Joachim Tautz: *Militaristische Jugendpolitik in der Weimarer Republik. Die Jugendorganisationen des Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten: Jungstahlhelm und Scharnhorst, Bund, Deutscher Jungmannen*, Oldenburg 1998; Christian Jansen (Hg.): *Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich*, Essen 2004; Ute Frevert: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997; Christian Jansen: *Nation, Nationalität, Nationalismus*, Frankfurt am Main 2007; Ute Frevert: *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München 2001; Ralf Prüve: *Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*, München 2006; Bernhard Kroener: *Militär, Staat und Gesellschaft im 20. Jahrhundert*, München 2011.

dar. Als Leitbilder reflektierten sie das militärische Norm- und Wertesystem und dienten den Soldaten und Offizieren als Vorbild und Orientierung für das eigene Verhalten. So prägten sie nicht nur implizit die militärische Erfahrungswelt, sondern als Deutungsmuster halfen sie den Militärs auch, ihre Kriegserlebnisse in den größeren politisch-kulturellen Kontext der Zeit einzuordnen und mit entsprechender Sinnstiftung zu versehen. Genau auf diesen sich wandelnden Vorstellungen von militärischem Heldentum soll der Fokus dieser Studie liegen.

Forschungsstand

Das Themenfeld der militärischen Erfahrungswelt und ihrer Deutungsangebote ist kein unerforschtes Gebiet. Die neuere Militärgeschichte der letzten Jahrzehnte hat sich intensiv mit Soldaten, ihren Erfahrungen, Vorstellungen und ihrer Motivation beschäftigt. Dabei geht sie über die gut repräsentierten beiden Weltkriege hinaus: Gerade auch für die Frühe Neuzeit lässt sich eine umfassende Erforschung militärischer Lebenswelten feststellen. Insbesondere für die Napoleonischen Kriege liegen zahlreiche Studien vor, die sich mit den unteren militärischen Rängen, mit einer sogenannten Kriegsgeschichte „des kleinen Mannes“ befassen.⁶ Daneben finden sich zahlreiche Arbeiten zu den unterschiedlichen

⁶ Aufgrund der mittlerweile kaum zu überblickenden Menge an militärgeschichtlichen Veröffentlichungen zu Soldaten und ihrer Erfahrungswelt werden hier nur die für diesen Kontext ausschlaggebendsten Werke erwähnt. Zum Siebenjährigen Krieg siehe beispielsweise die Monografien von Ilya Berkovich: *Motivation in War. The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe*, Cambridge 2017 und Sascha Möbius: *Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg*, Saarbrücken 2007. Außerdem der Aufsatz von Sven Petersen: *Auf der franzosen Jagd. Kriegserfahrungen und Lebenswelten zweier braunschweiglicher Soldaten im Siebenjährigen Krieg (1756–1763)*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 16.2, 2012, S. 145–168 und der Sammelband von Wolfram Wette (Hg.): *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1995. Daraus die Aufsätze von Jürgen Kuczynski: *Der Alltag des Soldaten (1650–1810)*, in: ebd., S. 68–75 und Klaus Latzel: *Schlachtbank oder Feld der Ehre?*, in: ders., S. 76–94. Außerdem noch die Aufsätze von Sascha Möbius: *Die Kommunikation zwischen preußischen Soldaten und Offizieren im Siebenjährigen Krieg zwischen Gewalt und Konsens*. In: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 63.2, 2004, S. 325–353 und ders.: *„Von Jast und Hitze wie vertaumelt“*. Überlegungen zur Wahrnehmung von Gewalt durch preußische Soldaten im Siebenjährigen Krieg, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 12.1, 2002, S. 1–39. Zu den Revolutionskriegen und den Napoleonischen Kriegen siehe Alan Forrest: *Napoleon’s Men. The Soldiers of the Revolution and Empire*, London 2002; Alan Forrest u.a (Hg.): *War Memories. The Revolutionary and Napoleonic Wars in European Culture*, Basingstoke 2013; Alan Forrest u. a.(Hg.): *Soldiers, Citizens and Civilians. Experiences and Perceptions of the Revolutionary and Napoleonic Wars, 1790–1820*, Basingstoke 2009. Daraus vor allem die Beiträge von John E. Cookson: *Regimental Worlds. Interpreting the Experience of British Soldiers during Napoleonic Wars*, in: ebd., S. 23–42. Außerdem Erika Kuijpers / Cornelis Van der Haven (Hg.): *Battlefield Emotions 1500–1800. Practices, Experience, Imagination*, London 2016. Daraus vor allem die Beiträge von Mary A. Favret: *Whose Battlefield Emotion?*, in: ebd., S. 197–204, Ilya Berkovich: *Fear, Honor and Emotional Control on the Eighteenth-Century Battlefield*, in: ebd., S. 93–110 und Martin Füssel: *Emotions in the Making. The Transformation of Battlefield Experiences during Seven Years’ War (1756–1763)*,

Strömungen der Aufklärung und ihrem Einfluss auf das Militär, die Kriegstaktik und sowie einer Militärpsychologie *avant la lettre*.⁷ Innerhalb dieser militärgeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte lassen sich grob zwei Phasen unterteilen, in denen mit zwei großen Narrativen der Militärgeschichte gebrochen wurde: In einer ersten Phase ging es vor allem darum, das geschichtswissenschaftliche Narrativ des 19. Jahrhunderts zu widerlegen, welches mit einer teleologischen Auffassung die Soldaten der Französischen Revolution und auf deutscher Seite insbesondere die preußischen Soldaten der Befreiungskriege 1813–1815 – im Gegensatz zu den gepressten und drakonisch gedrillten Soldaten des 18. Jahrhunderts – als reine Patrioten und freiwillige Vaterlandsverteidiger beschrieb. Im deutschen Kaiserreich wurde diese Erzählung noch deutlicher instrumentalisiert: eine propagandistische Methode zur Militarisation der Gesellschaft und vor allem der Jugend für die anstehenden Nationalkriege.⁸

Die neue Militärgeschichte seit den 1980ern konnte dieses Narrativ differenzieren, indem sie sich stärker, wenn nicht sogar zum ersten Mal, intensiv mit den Kriegserfahrungen einfacher Militärs beschäftigte. Die Untersuchung von Ego-dokumenten wie Briefen, Kriegstagebüchern und Memoiren einfacher Soldaten lenkte den Blick auf die Gräueltaten und das Leiden, die Soldaten in Schlachten, aber auch auf Märschen, in Lazaretten und selbst nach dem Kriegsdienst als Veteranen und Kriegsversehrte erlebten und ertragen mussten. So wurde auch schnell deutlich, dass keineswegs alle Soldaten der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege begeisterte Kriegsteilnehmer gewesen waren, die freiwillig aus patriotischem und idealistischem Eifer ihr Leben in diesen Kriegen aufs Spiel

in: ebd., S. 149–172; Ian Germani: Mediated Battlefields of the French Revolution and Emotives at Work, in: ebd., S. 173–194. Siehe ebenfalls den Sammelband von Karen Hagemann / Ralf Pröve (Hg.): Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnungen im historischen Wandel, Frankfurt am Main 1998, S. 74–102; Thomas Hippler: Citizens, Soldiers and National Armies. Military Service in France and Germany, 1789–1830, New York 2008. Des Weiteren Michael J. Hughes: Forging Napoleon's Grande Armée. Motivation, Military Culture, and Masculinity in the French Army, 1800–1808, New York 2012; Jansen: Der Bürger; Ute Planert: Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag – Wahrnehmung – Deutung, 1792 – 1841, Paderborn 2007.

⁷ Siehe u. a. Peter Blastenbrei: Literaten und Soldaten. Die Militärkritik der deutschen Aufklärung (Teil 1 und 2), in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 6.2 (2002), S. 125–138 und 7.1 (2003), S. 27–40; John Lynn: Guerre et culture, „lumières“ et romantisme sans la pensée militaire, in: Michel Biard u. a. (Hg.): La plume et le sabre. Volume d'homages offerts à Jean-Paul Bertaud, Paris 2002, S. 327–344; Christy Pichichero: Le Soldat sensible. Military Psychology and Social Egalitarianism in the Enlightenment French Army, in: French Historical Studies 31.4, 2008, S. 553–580.

⁸ Siehe z. B. R. von Berndt: Das illustrierte Soldatenbuch. Erlebnisse und Mittheilungen aus dem Soldatenleben im Krieg und Frieden. Den Erinnerungen des alten Generals und seines Waffengenossen nacherzählt und für die Jugend bearbeitet, Leipzig 1854. Vgl. auch Maria Schultz: Mit Gott, für König und Vaterland. Erinnern und Erzählen für ein Massenpublikum. Die Darstellung von Kriegsfreiwilligen der napoleonischen Zeit in deutschsprachigen Romanen des 19. Jahrhunderts, in: Horst Carl / Ute Planert (Hg.): Militärische Erinnerungskulturen vom 14. und 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen, Göttingen 2012, S. 299–325.

gesetzt hatten. Vielmehr zeichnete die neuere Forschung das Bild einer heterogenen Gruppe von Militärs, in welcher sich zwar auch einige Freiwillige und von den Kriegszielen überzeugte Kämpfer befanden, doch kommt sie zum dem Ergebnis, dass der Großteil der Armeen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts aus Wehrpflichtigen zu bestehen schien, die dem Krieg vor allem mit Entsetzen und Schrecken begegneten. So entwickelte sich ein zweites Narrativ, das Narrativ der jüngeren Militärgeschichte der 1980er und 1990er Jahre, welches die Soldaten als reine Opfer einer kalkulierenden Obrigkeit, die durch Zwang und Propaganda zur Kriegsteilnahme gebracht worden seien, beschreibt.⁹

Doch so fruchtbar die Auseinandersetzung mit dem geschichtswissenschaftlichen Narrativ des 19. Jahrhunderts und der neuere Schwerpunkt auf den Kriegserfahrungen einfacher Soldaten für die Militärgeschichte gewesen sind, so riskiert doch das daraus entstandene zweite Narrativ gerade für die Frühe Neuzeit und das frühe 19. Jahrhundert, den Blick auf die militärischen Erfahrungen einzuengen. Zwar mag es stimmen, dass die meisten Soldaten wohl eher unfreiwillig zum Kriegsdienst angetreten sind – sei es aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht oder der Ziehung durch das Kantonsystem – und dass viele von ihnen dem Leid und Elend in der Schlacht und auf den Märschen hilflos ausgeliefert waren, doch gerade im Hinblick auf die Motivation und die Norm- und Wertvorstellungen der Militärs scheint dieses Narrativ zu kurz zu greifen. Für das 18. Jahrhundert konnten Historiker wie Sascha Möbius und Ilya Berkovich in den letzten Jahren eine deutlich differenziertere Erfahrungswelt der einfachen Soldaten zeichnen. Neben Angst, Heimweh, Krankheit, Tod und allgemeiner Misere finden sich durchaus bei allen militärischen Rängen Kriegsbegeisterung, patriotische Gefühle und positive Auffassungen gegenüber dem Militärdienst.¹⁰ Auch für die angeblich so patriotischen Soldaten der Französischen Revolution und der Befreiungskriege konnte ein deutlich nuancierteres Bild herausgearbeitet werden, was nicht zuletzt auch der intensiven Forschung zur Kriegserinnerung und Erinnerungskultur zu verdanken ist.¹¹ Obwohl es also bereits eine

⁹ Vgl. Kuczynski: *Der Alltag*; Latzel: *Schlachtbank und Wette: Der Krieg*.

¹⁰ Vgl. Berkovich: *Motivation*, Möbius: *Mehr Angst*.

¹¹ Siehe hierzu die Werke von Joseph Clarke: *‘Valour Knows Neither Age Nor Sex’. The Recueil des Actions Héroïques and the Representation of Courage in Revolutionary France*, in: *War in History* 20.1, 2013, S. 50–75; Yuval Noah: *The Ultimate Experience. Battlefield Revelations and the Making of Modern War Culture, 1450–2000*, Basingstoke 2008; Wencke Meteling: *Der Ruhm verpflichtet! Regimenter als Träger kriegerisch-vaterländischer und konservativ-monarchischer Traditionsstiftung in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Horst Carl / Ute Planert (Hg.): *Militärische Erinnerungskulturen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Träger-Medien-Deutungskonkurrenzen*, Göttingen 2012, S. 263–295; Ute Frevert: *Herren und Helden. Vom Aufstieg und Niedergang des Heroismus im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Richard Van Dülmen (Hg.): *Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000*, Wien 1998, S. 323–344; Ute Planert: *Innovation or Evolution? The French Wars in Military History*, in: Roger Chickering / Stig Förster (Hg.): *War in an Age of Revolution, 1775–1815*, New York 2010, S. 69–84; Schultz: *Mit Gott; dies.: German Patriots and French Soldiers. Memories of the Napoleonic Wars in German Historical Novels on the Rhineland*, in:

fast unüberschaubare Anzahl an Studien gibt, die sich den Lebenswelten, der Kriegserfahrung und der Motivation von Soldaten widmen, so fehlt doch eine detaillierte Untersuchung zu einem der vielleicht wichtigsten Aspekte der militärischen Welt: der Darstellung und Vorstellung von militärischem Heldentum.

Überhaupt ist das Themenfeld des Militärisch-Heroischen für die vormodernen Epochen ein kaum untersuchtes Gebiet. So wird zwar in vielen neueren Arbeiten der frühneuzeitlichen Militärgeschichte kurz auf die Darstellung militärischer Helden eingegangen – zumindest wird der Begriff „Held“ durchaus darin erwähnt – doch bleiben sie bei seiner Definition erstaunlich ungenau: Sie beschreiben weder, welche Qualitäten und Merkmale ein Held aufweisen soll, noch wer eigentlich zu einem Helden werden kann und wem der Bereich der heroischen Darstellung verschlossen bleibt. Geschichtswissenschaftliche Arbeiten, die Kriegshelden dagegen genauer untersuchen, beschränken sich sowohl auf deutscher als auch französischer Seite auf die beiden Weltkriege.¹² Auch für das 19. Jahrhundert finden sich erstaunlich wenige Studien, die sich gezielter mit der Verbindung von Militär, soldatischer Lebenswelt und Heldentum bzw. Heroisierung befassen. Hier finden sich neben Untersuchungen zur Militarisierung, zum Bellizismus und zur Nationalisierung¹³ vorrangig Werke, die sich mit der Genese des Nationalhelden Hermann und seiner politischen Instrumentalisierung beschäftigen.¹⁴

Alan Forrest u. a. (Hg.): *War Memoires. The Revolutionary and Napoleonic Wars in Modern European Culture*, Basingstoke 2013, S. 154–172; Carmen Winkel: *Kriegserinnerungen preußischer Offiziere zwischen Korpsgeist und königlichem Anspruch (1740–1786)*, in: Horst Carl / Ute Planert (Hg.): *Militärische Erinnerungskulturen vom 14. und 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen*, Göttingen 2012, S. 227–243; Frank Zielsdorf: *Weil so viele daran Antheil genommen... Die preußischen Regimentsgeschichten von 1767 als Beispiel militärischer Erinnerungskultur*, in: Carl Horst / Ute Planert (Hg.): *Militärische Erinnerungskulturen vom 14. und 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen*, Göttingen 2012, S. 245–262 und vor allem auch Planert: *Der Mythos und Julia Murken: Bayerische Soldaten im Russlandfeldzug 1812. Ihre Kriegserfahrungen und deren Umdeutungen im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2006.

¹² Vgl. Wolfram Wette: *Das Massensterben als „Heldenepos“. Stalingrad in der NS-Propaganda*, in: ders. / Gerd R. Ueberschär (Hg.): *Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt am Main 1992, S. 43–60; Omer Bartoy: *The Heroic Image in War*, in: *History and Memory* 1, 1989, S. 99–122; Sabine Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole*, Vierow 1996; Jay W. Baird: *To Die for Germany. Heroes in the Nazi Pantheon*, Bloomington 1990.

¹³ Siehe z. B. Leonhard: *Bellizismus*; Frevert: *Militär und Gesellschaft* oder auch Jansen: *Der Bürger als Soldat*. Darin vor allem der Aufsatz von Jörn Leonhard: *Die Nationalisierung des Krieges und der Bellizismus der Nation. Die Diskussion um Volks- und Nationalkrieg in Deutschland, Großbritannien und Vereinigten Staaten seit den 1860er Jahren*, in: Christian Jansen (Hg.): *Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert. Ein internationaler Vergleich*, Essen 2004, S. 83–107.

¹⁴ Vgl. Charlotte Tacke: *Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995; Andreas Dörner: *Politischer Mythos und symbolische Politik. Sinnstiftung durch symbolische Formen am Beispiel des Hermannsmythos*, Opladen 1995.

Zur Thematik der militärischen Helden im 19. Jahrhundert liegen also vor allem Studien vor, die sich mit einer heroischen Einzelfigur befassen. Zentral ist hier vor allem die Dissertation von Benjamin Marquart, die sich mit dem Helden Napoleon und der Funktion der napoleonischen Heldennarrative als politische und geschichtspolitische Legitimationsmuster im 19. Jahrhundert befasst.¹⁵ Daneben hat René Schilling eine Studie zum Leitbild des Opferhelden anhand von vier Heldenfiguren, namentlich Theodor Körner, Friedrich Friesen, Manfred von Richthofen und Otto Weddigen, verfasst. Obwohl die Untersuchung eine profunde Quellenanalyse vorlegt und aufgrund des weitgefassten Untersuchungszeitraumes von 1813 bis zur NS-Zeit bisher unbekannte Entwicklungen dieses Heldentypus nachzeichnen kann, bleibt sie doch in der Aussagekraft ihrer Ergebnisse begrenzt, da zum einen nur bestimmte, ausgewählte Einzelfiguren als Projektionsfläche und Deutungsangebot des Heroischen analysiert werden und zum anderen das Quellenkorpus gerade in Bezug auf Theodor Körner und Friedrich Friesen für den Zeitraum des frühen 19. Jahrhunderts mit wenigen Biographien relativ eng gefasst wurde.¹⁶ Allerdings greift Schilling auch gendergeschichtliche Aspekte des militärischen Heldentums in seiner Studie auf und fragt explizit nach den Zusammenhängen von Männlichkeit und militärischen Heldennarrativen; ein interessanter Untersuchungspunkt, den zuvor schon Karen Hagemann in ihren Arbeiten zur Rolle der Freiheitskriege für die Entstehung eines männlich-kriegerischen Heroismus hervorhob.¹⁷ Da aber Hagemanns Untersuchungen in einem relativ begrenzten Untersuchungsraum verankert sind, bleibt ein Manko der bisherigen Forschung die Untersuchung der Kontinuität und des Wandels des militärischen Heldenbildes in einer langfristigen Perspektive, die den Übergang von der Frühen Neuzeit zur Neuzeit –

¹⁵ Napoleon war natürlich nicht nur ein militärischer Held, sondern auch Herrscher und Staatsmann. Gerade für den Napoleonismus des 19. Jahrhundert waren diese wechselnden Kombinationen aus verschiedenen Heroisierungsmustern von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ich danke Benjamin Marquart ganz herzlich dafür, dass er mir für das Verfassen meiner eigenen Arbeit sein Dissertationsmanuskript zur Verfügung gestellt hat. Mittlerweile ist seine Dissertation als Monographie erschienen: Benjamin Marquart: Held – Märtyrer – Usurpator. Der Europäische Napoleonismus im Vergleich (1821–1869) (Helden – Heroisierungen – Heroismen 11), Baden-Baden 2019. Siehe auch der Aufsatz Benjamin Marquart: Helden und Nation. Französische Napoleon-Biografien zwischen Restauration und zweitem Kaiserreich, in: *helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen* 1.1, 2013, S. 15–26. DOI: 10.6094/helden.heroes.heros./2013/01/04.

¹⁶ Vgl. René Schilling: „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945, Paderborn 2002.

¹⁷ Siehe hierzu vor allem ihre Monographie „Männlicher Muth und teutsche Ehre“. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn 2002, und den Aufsatz: Der Bürger als Nationalkrieger. Entwürfe von Militär, Nation und Männlichkeit in der Zeit der Freiheitskriege, in: Karen Hagemann / Ralf Pröve (Hg.): *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnungen im historischen Wandel*, Frankfurt am Main 1998, S. 74–102. Zur Verbindung zwischen Männlichkeit und Militär konnte auch Sonja Levsen eine erkenntnisreiche Arbeit vorlegen: *Sonja Levsen: Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambridger Studenten 1900–1929*, Göttingen 2006.

wenn man denn in solchen Periodisierungen denken möchte – in den Blick nimmt.

Denn wie die beiden anfangs aufgeführten Quellenzitate von Carl Daniel Küster und Lorédan Larchey deutlich machen, sind Helden keine starren, von vornherein festgelegten Figuren, sondern konstruierte und damit wandelbare Leitbilder, an denen sich Wert- und Normvorstellungen einer Gesellschaft erkennen lassen.¹⁸ An Heldenfiguren werden Vorstellungen von Geschlecht und Geschlechterrollen, die Legitimation von Gewalt und der Umgang mit Gewalterfahrungen diskutiert, Tugenden, Moralvorstellungen sowie Auffassungen von Ehre festgemacht und aufgrund der Transgressivität von Heldentum auch Grenzen, Hierarchien und soziale Ordnungen ausgehandelt.¹⁹ In Heldenfiguren kommen diverse gesellschaftliche Identifikationsmuster zusammen, sie stellen Narrative dar, die unterschiedliche sinn- und ordnungsstiftende Wertesysteme widerspiegeln. Damit sind sie zum einen in ihrer Entwicklung, Veränderbarkeit und Interpretation Symptome und Ergebnisse sozialer, politischer und kultureller Umbrüche und zum anderen bedeutet dies auch, dass nicht jedes Mitglied einer Gesellschaft also die gleichen Heldenbilder rezipiert und sich an ihnen orientiert. Dies gilt auch für Militärangehörige.

So konnte Karen Hagemann beispielsweise zeigen, dass in der preußischen Propaganda während der Befreiungskriege 1813–1815 diverse Heldenbilder entwickelt und verbreitet wurden, und zwar spezifisch für verschiedene Stände und Altersgruppen. Das schicht- und generationsübergreifende Bild des „patriotisch-wehrhaften“ Mannes, des „Nationalkriegers“, vereinte alte preußische Soldatenpflichten und adlige Offiziersehre mit neuen Vorstellungen von christlich-bürgerlichen Tugenden, männlich-staatsbürgerlicher Partizipation sowie romantischem Heroismus. Diese Kombination variierte je nach sozialem Stand, Bildung und Alter. Neben dem „Staatsbürger als Nationalkrieger“ und dem „Nationalkrieger als Vaterlandsverteidiger“ richtete sich vorrangig das Bild des „teutschen Heldenjünglings“, der den Heldentod stirbt und sich für das Vaterland opfert, an junge Männer und war vor allem in studentischen Kreisen verbreitet, nicht zuletzt durch Propagandaschriften der Burschenschaften und der Turnvereine.²⁰ Dagegen wurde in Frankreich während der Revolution das Leitbild des *soldat-citoyen* prominent, welches sich theoretisch an alle männlichen Franzosen richtete und somit eine neue Offenheit der heroischen Darstellung, die vor-

¹⁸ Vgl. Ralf von den Hoff u. a.: Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereich 948, in: *helden.heroes.héros*. E-Journal zu Kulturen des Heroischen 1.1, 2013, S. 7–14, hier S. 9–10. Siehe auch: Sonderforschungsbereich 948: „Heroismus“, in: *Compendium heroicum*, 2019. DOI: 10.6094/heroicum/hsm1.0.

¹⁹ Vgl. von den Hoff u. a.: Helden, S. 10.

²⁰ Vgl. Hagemann: *Männlicher Muth*.

her nur den adligen Offizieren vorbehalten gewesen war, für Militärs aller Ränge präsentierte.²¹

Daraus ergibt sich die zentrale Frage, ob diese Öffnung und Vielseitigkeit des Heroischen auch explizit von den Militärs wahrgenommen und aufgegriffen wurde. Oder anders formuliert: Begannen Militärs und vor allem einfache Soldaten, sich angesichts dieser militärtaktischen, sozialen und kulturellen Veränderungen selbst heroisch darzustellen? Genau dieser Frage möchte meine Arbeit nachgehen. Der Schwerpunkt der Studie soll nicht wie in den hier erwähnten Forschungsarbeiten auf der offiziellen Heroisierung von Militärs durch die Obrigkeiten und militärisch-politischen oder auch intellektuellen Autoritäten liegen, sondern auf der Selbstheroisierung der Militärs, weshalb sie sich der heroischen (Selbst-)Darstellung in persönlichen Zeugnissen wie Tagebüchern, Memoiren und Autobiographien von Soldaten und Offizieren widmet.

Untersuchungsraum und -zeitraum

Bedenkt man die hier angesprochene Konstruktionsleistung, welcher Heldenbilder unterworfen sind, ihre Funktion als symbolische Repräsentationen von Wert- und Normvorstellungen sowie die damit einhergehende Kontextualisierung in einem spezifischem Raum-Zeit-Gefüge, lohnt sich ein Blick auf das Heroische gerade in der *longue durée*, da so die unterschiedlichen Entwicklungsstufen, Präfigurationen und Veränderungen von Heldenbildern und somit auch die sich darin widerspiegelnden sozio-kulturellen Wandlungen sichtbar werden. Als zentrale Untersuchungspunkte sollen hierbei die drei folgenden Kriege dienen: der Siebenjährige Krieg, die Kriege der Französischen Revolution und die Napoleonischen Kriege. Denn in der Forschung wurde gerade diesen Konflikten nicht nur eine einschneidende Wirkung für den weiteren politischen, kulturellen und sozialen Verlauf der (west-)europäischen Geschichte nachgesagt, sondern auch im militärischen Bereich gelten sie nach wie vor als bedeutende Wendepunkte. Während der Siebenjährige Krieg mit seiner hohen Schlachtdichte und seinen unzähligen europäischen und außereuropäischen Kriegsschauplätzen mittlerweile als „erster Weltkrieg“ bezeichnet wird,²² bereiteten die von David Bell als „first total war“ interpretierten Kriege der Französischen Revolution und des ersten französischen Empires mit ihren bis dahin nicht gekannten Massenheeren und propagandistischen Mobilisierungsstrategien den Weg für die spätere totale Kriegsführung des 20. Jahrhunderts.²³ Aufgrund des Entste-

²¹ Vgl. Clarke: *Valour*, S. 58–60 und S. 71–72.

²² Siehe hierzu Sven Externbrink (Hg.): *Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung*, Berlin 2011 und Marian Füssel: *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*, München 2010.

²³ Vgl. David A. Bell: *The First Total War. Napoleon's Europe and the Birth of Warfare as We Know it*, London 2007.

hungszeitraumes einer Vielzahl von Quellen zu diesen Kriegen wird der Untersuchungszeitraum jedoch auf das gesamte 19. Jahrhundert ausgedehnt. Dies bietet den Vorteil, dass der längerfristige Wandel verschiedenster Heldenbilder, ihre Heldenpräfigurationen sowie die Funktion und Instrumentalisierung dieser Heldenfiguren aufgezeigt und analysiert werden können,²⁴ denn in der historischen Forschung wird die zunehmende Bedeutung des Heroischen auf die deutsche und französische Kultur Ende des 19. Jahrhunderts angesetzt.²⁵ Diese neue Relevanz von militärischen, aber auch zivilen Helden wird durch eine in der Französischen Revolution beginnende, vor allem aber seit den Befreiungskriegen ständig voranschreitende Demokratisierung des Heroischen²⁶ erklärt. Demokratisierung meint in diesem Fall die Öffnung der heroischen Darstellung und die Vereinnahmung des Heldentums für breitere Bevölkerungskreise, und zwar schicht- und standesübergreifend. Vor allem aber spielte laut Forschung auch der zunehmende Einfluss der politisch und sozial aufsteigenden Schicht des Bürgertums eine maßgebende Rolle in dieser Entwicklung, wie im 19. Jahrhundert in Deutschland etwa anhand der Erinnerungskultur um die Freiwilligenregimenter²⁷ und in Frankreich anhand des Kultes um die *grands hommes*²⁸ deutlich wurde.²⁹ Allerdings konnte Ronald G. Asch aufzeigen, dass dieser Prozess

²⁴ Diese Arbeit stützt sich somit auf den methodischen Ansatz des SFB 948, welcher in seiner ersten Förderphase konstituiert hat, dass nicht nur „die Traditionslinien und -brüche im Umgang mit dem Heroischen“ herausgearbeitet werden müssen, sondern dass „Helden/innen als personale Verdichtungen gesellschaftlicher Wertordnungen und Normgefüge“ untersucht werden müssen und sich deshalb die Analyse der „Transformationen und Konjunkturen des Heroischen, seine[r] Formen und Funktionen innerhalb bestimmter Gemeinschaften unter der Perspektive der *longue durée*“ anbietet. Vgl. von den Hoff u. a.: Helden, S. 8.

²⁵ So datiert Ute Frevert den Beginn dieser Entwicklung beispielsweise auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, in welcher die Zeitgenossen vermehrt den Eindruck gewannen, in einer heroischen Epoche zu leben. Nicht zuletzt bildete in Deutschland diesbezüglich die militärisch vollendete Reichsgründung ein zentrales Ereignis. Sie verbindet den zunehmenden Heldenkult explizit mit der Nationsgründung und Nationalisierung: Erst der Bezugspunkt der „Nation“, welcher Ende des 19. Jahrhunderts zur Hauptmotivation von Heldenfiguren wird, schafft eine prominente Militärkultur, die gerade den jungen männlichen Generationen den Zugang zu Heldenbildern ermöglicht. Vgl. Frevert: Herren, S. 323–344.

²⁶ Vgl. ebd.

²⁷ Vgl. Hagemann: Der Bürger, S. 74–102; Hagemann: Mannlicher Muth; Frevert: Herren; Schultz: Mit Gott; Schilling: Kriegshelden.

²⁸ Wobei das Bild des *grand homme* durchaus auch schon deutlich vor dem 19. Jahrhundert an Popularität gewann, wie z. B. an der Heroisierung des Grand Condé im 17. Jahrhundert nicht nur als Kriegsherr, sondern eben auch als *grand homme* mit einem außergewöhnlichen intellektuellen Geist deutlich wurde. Vgl. Asch: Herbst des Helden, S. 20–21, S. 91–92. Zu den *grands hommes* im 19. Jahrhundert siehe Benjamin Marquart: „Grand homme“, in: Compendium heroicum, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/grand-homme; Alexia Bumbaris: Eine Nation von Helden. Frankreich und die Grands hommes, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen, Special Issue 7: Heroische Kollektive. Zwischen Norm und Exceptionalität, 2019, S. 47–58. DOI: 10.6094/helden.heroes.heros./2019/HK/06.

²⁹ Das 19. Jahrhundert gilt allgemein als Epoche der großen bürgerlichen Heldenverehrung und der Heldenkulte. Vgl. Ronald G. Asch / Michael Butter: Verehrergemeinschaften und Regisseure des Charisma. Heroische Figuren und ihr Publikum. Einleitung, in: dies. (Hg.):

gerade für das militärische Heldentum schon deutlich früher begann,³⁰ weshalb sich ein Blick auf die Periode von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts anbietet. Denn diese Epoche birgt eine Reihe bedeutender kultureller, politischer und militärischer Umbrüche, die den Ruf und den gesellschaftlichen Stand des Militärs grundlegend veränderten. Während Soldaten noch im 17. Jahrhundert vom Großteil der Bevölkerung als sozialer Abschaum betrachtet wurden, änderte sich dies mit den Ideen der Aufklärung. In Frankreich hatten (Früh-)Aufklärer wie Fénelon und der Abbé de Saint-Pierre angefangen, das klassische Bild des (rein) adligen und monarchischen Kriegshelden in Frage zu stellen und spätestens nach der Schlacht bei Fontenoy 1745 während des Österreichischen Erbfolgekrieges, in welcher das *Régiment des Gardes Françaises* stoisch des englische Geschütz- und Gewehrfeuer ertragen hatte, wurden Diskurse um den Mut und den Patriotismus der einfachen Soldaten bzw. Bürger laut.³¹ Zudem beeinflussten das Bildungsideal sowie die philosophisch-literarischen Einflüsse des *Sensationism* und der Kult der Empfindsamkeit die Stellung der Soldaten in der Militärtaktik: Während sie in den großen Kabinettskriegen noch als bloße Schachfiguren betrachtet wurden, die von einem Feldherren auf dem Schlachtfeld herumgeschoben wurden und einen harten Drill unterlaufen mussten, um als *menschliche Maschinen* perfekt auf dem Kriegssplatz zu funktionieren, änderten sich diese Auffassungen nach dem Siebenjährigen Krieg. Nunmehr als durch Ausbildung und Erziehung positiv formbare Lebewesen betrachtet, wurde ihnen mehr Verantwortung und eigenmächtiges Handeln während der Schlacht zugetraut, was sich zum Beispiel in der Bildung von kleineren, leichteren Einheiten widerspiegelte.³²

Die größten Veränderungen brachte aber wohl die Französische Revolution mit sich. Umfangreiche Militärreformen wie die *amalgame* der Regimenter und später die *levée en masse* 1793 forderten neue Strategien der Motivation, um diese riesige Anzahl an Kämpfern erfolgreich zu mobilisieren. Der Einsatz von Ideologien, die Propagierung der Werte *liberté, égalité, fraternité* und die Verteidigung der *patrie* waren nur eine Möglichkeit, die Bürger für den Kampf

Bewunderer, Verehrer, Zuschauer. Die Helden und ihr Publikum (Helden – Heroisierungen – Heroismen 2, Würzburg 2016, S. 9-21, hier S. 17.

³⁰ Vgl. Asch: *Herbst des Helden*, S. 107–134.

³¹ Gerade der Abbé de Saint-Pierre betonte den Unterschied zwischen *hommes illustres* und *grands hommes*, wobei letztere nur Männer seien, welche der Menschheit oder zumindest ihrem eigenen Land dienen würden und nicht nur der Verfolgung des eigenen Ruhmes frönten. Damit geriet zugleich auch die Position des adligen bzw. monarchischen Heros in Kritik. Vgl. Asch: *Herbst des Helden*, S. 107, 125–126. Siehe auch Fénelon François Salginac de la Mothe: *Les aventures de Télémaque*, Paris 1699 und Charles-Irénée Castel de Saint-Pierre: *Discours sur les différences de grand homme de l'homme illustre. Histoire de Scipion l'Africain et d'Epaminondas. Pour servir de suite aux hommes illustres de Plutarque*, Paris 1739, sowie den Roman von Claude Godard d'Aucourt de Saint-Just, welcher den Heldenmut der einfachen Soldaten feierte und ein großer Erfolg wurde: *Claude Godard d'Aucourt de Saint-Just: L'académie militaire ou Les héros subalternes*, Paris 1749.

³² Vgl. Harari: *The Ultimate Experience*, S. 129–150, S. 165–180.

zu gewinnen. Daneben bedurfte es ebenfalls materieller und symbolisch konkreter Anreize. Aufstiegschancen innerhalb der militärischen Ränge und Auszeichnungen wie die *Légion d'honneur*, wie sie nicht zuletzt Napoleon einsetzte, schienen hilfreiche Mittel, um die neuen Massenheere in Schach zu halten und für den Kampf zu motivieren.³³ Auch auf deutscher Seite kam es in dieser Epoche zu Veränderungen im Militärwesen: Die Doppelniederlage von Jena und Auerstedt 1806/7 sorgte in Preußen für scharfe Kritik an dem rein adligen Offizierskorps, welches für die Misere verantwortlich gemacht wurde. Militärreformen, zu denen – zumindest theoretisch – die Öffnung der Offizierslaufbahn auch für nichtadlige Armeeeingehörige gehörte, halfen auch in Preußen, ein neues Licht auf die unteren Ränge des Heeres zu werfen. Denkmäler, die Plaketten mit den Namen der gefallenen Soldaten erhielten, und die Einführung des Eisernen Kreuzes 1813 durch Friedrich III., einer militärischen Auszeichnung, die allein für die erbrachte Leistung, unabhängig vom Rang und Stand des Militärs, vergeben wurde, hoben zusätzlich den Status und das Ehrgefühl einfacher Soldaten und öffneten die Heroisierung selbst für die untersten militärischen Ränge. Denn mit den Militärreformen, den neuen Auszeichnungen und Ehrungen und dem damit einhergehenden Statusanstieg der Soldaten entwickelten sich auch neue militärische Leitbilder wie das des *soldat-citoyen* (Französische Revolution) und des Nationalkriegers (Befreiungskriege). So stellt sich die Frage, ob diese militärtaktischen Entwicklungen und die Entstehung der neuen soldatischen Leitbilder einen Einfluss auf die Wahrnehmung des militärischen Heldentums durch die Soldaten und Offiziere selbst und ihre (Selbst-)Heroisierung nahmen. Dies soll im Folgenden genauer untersucht werden.

Diese Entwicklungen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende der Befreiungskriege wirkten jedoch noch lange bis in das 19. Jahrhundert hinein. Die anhaltenden Revolutions- und politischen Umbruchserfahrungen wurden quasi zu einem Kennzeichen des *langen 19. Jahrhunderts*,³⁴ was sich nicht zuletzt in einem regelrechten Boom an Veröffentlichungen nicht nur von Literatur und historischen Abhandlungen über die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege zeigte, sondern auch an dem stark gestiegenen Interesse des Publikums an Memoiren und Autobiographien von ehemaligen Teilnehmern dieser Kriege.³⁵ Den Autoren dieser Selbstzeugnisse scheint bewusst gewesen zu sein, welche einschneidende Ereignisse sie miterlebt hatten und sie bemüht

³³ Vgl. Hughes: *Forging*, S. 61–69.

³⁴ Vgl. Marquart: *Héros*, S. 11.

³⁵ Vgl. Alan Forrest: *The Legacy of the French Revolutionary Wars. The Nation-in-Arms in French Republican Memory*, Cambridge 2009; Natalie Petiteau: *Écrire la mémoire. Les mémorialistes de la Révolution et de l'Empire*, Paris 2012; Neil Ramsey: *The Military Memoir and Romantic Literary Culture, 1780–1835*, Farnham, Surrey 2011. Alfred Fierro hat in seiner kritischen Bibliographie der Memoiren über die Französische Revolution über 1.400 Memoiren aufgeführt, welche von Zivilisten, Politikern und Militärs verfasst wurden. Vgl. Alfred Fierro: *Bibliographie critique des mémoires sur la Révolution, écrits ou traduits en français*, Paris 1988.

ten sich, ihre individuellen Erfahrungen im Laufe ihres Lebens festzuhalten, so dass im gesamten 19. Jahrhundert Memoiren, Autobiographien und Briefsammlungen publiziert wurden.³⁶ Dabei war die Erinnerungskultur dieser Kriege durch wechselnde Positionen der politischen Obrigkeit geprägt: Während in der unmittelbaren Nachkriegszeit in einigen Ländern wie Preußen eine lebhaft Heroisierung und ein von der Obrigkeit initiiertes Gedenken an die Gefallenen der Befreiungskriege stattfand, bemühte sich die Bourbonenmonarchie in Frankreich in den 1820er Jahren um eine Politik des „oubli officiel“.³⁷

In den Krisenzeiten des Vormärz und der Revolutionen von 1848/49 änderte sich die Einstellung der Obrigkeiten zum Umgang mit der Revolutions- und Empirevergangenheit abermals, da sie sich nun der Möglichkeiten, aber vor allem auch des Bedürfnisses bewusst wurden, die potenziell destabilisierende Wirkung der heroischen Darstellung der ehemaligen Kriegsteilnehmer für die eigene Herrschaftslegitimation und -stabilisierung zu nutzen. So waren die 1830er und 1840er Jahre sowohl auf deutscher als auch französischer Seite geprägt von einem ambivalenten Verhältnis zu den Koalitionskriegen, welches zwischen staatlich-instrumentalisierter, geschichtspolitischer Gedenkkultur und Unterdrückung von Initiativen des Erinnerns seitens der Veteranen schwankte.³⁸ Dabei entstand zu dieser Zeit in Preußen auch ein vermehrtes Interesse an Friedrich dem Großen und dem Siebenjährigen Krieg als Teil eines deutschen Heldendiskurses.³⁹

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wiederum erfuhr abermals einen Wandel in Bezug auf die erinnerungskulturelle Darstellung der Revolutions- und Napoleonischen Kriege. Angesichts mehrerer Kriege und der sich anbahnenden deutsch-französischen Konfrontation wurde der Rückgriff auf die ruhmreiche Vergangenheit und die heroischen Krieger der vorherigen Generationen, wie die *volontaires* des Jahres II und die Freiwilligen der Befreiungskriege, zu einer optimalen Motivationsstrategie für die Mobilisierung neuer Rekruten und der Gesellschaft insgesamt.⁴⁰ Diese Mobilisierungsstrategien gingen nicht zuletzt einher mit starken antideutschen bzw. antifranzösischen Ressentiments, welche sich in der Dritten Republik und im Kaiserreich festigten.⁴¹ Gleichzeitig war aber auch der Pluralismus der politischen Strömungen ein Kernmerkmal des 19. Jahrhunderts und gerade die Auseinandersetzungen des liberalen Bürgertums, der Demokraten oder der republikanischen Vertreter mit dem konservativ-monarchischen (Militär-)Lager führten immerwährend zu heftigen Debatten und bellizistischen Diskussionen um die Formen des Krieges, Fragen

³⁶ Vgl. Petiteau: *Mémoire*, S. 37–55.

³⁷ Natalie Petiteau: *Lendemains d'Empire. Les soldats de Napoléon dans la France du XIX^e siècle*, Paris 2003, S. 99, S. 107, S. 123.

³⁸ Vgl. Frevert: *Mythos*; Petiteau: *Lendemains*; Forrest: *The Legacy*.

³⁹ Vgl. Marquart: *Héros*, S. 311–319, S. 421–430.

⁴⁰ Vgl. Forrest: *The Legacy*, S. 112–132.

⁴¹ Vgl. ebd., S. 119–120.

der Wehr- und Heerverfassung sowie adäquaten Zusammensetzung der Armeen und kämpfenden Truppen.⁴²

All diese Entwicklungen hatten nicht nur politische, sondern auch gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen zur Folge. Neben der Militarisierung der Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dem sozialen und politischen Aufstieg der bürgerlichen Schichten rückte vor allem die Bedeutung von Helden in den Vordergrund. Dies zeigte sich nicht zuletzt im florierenden Kult um die *grands hommes*, welcher sich beispielsweise durch eine rege Begeisterung für das Aufstellen von Statuen und Denkmälern im öffentlichen Raum äußerte und an welchem sich nicht zuletzt das Bildungsbürgertum intensiv beteiligte.⁴³ Genau vor diesem durch politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Wandel geprägten Hintergrund verfassten die militärischen Autoren ihre Selbstzeugnisse und/oder veröffentlichten die Nachkommen und Verleger ihre Schriften. Und da angenommen werden kann, ja angenommen werden muss, dass der zeitgenössische Kontext die Autoren und Verleger beim Verfassen und Publizieren der Selbstzeugnisse und somit auch die darin enthaltenen heroischen (Selbst-)Darstellungen und militärischen Heldenbilder durchaus beeinflusst hat, muss der Untersuchungszeitraum der Studie dementsprechend bis auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgeweitet werden.

Was durch den zeitlichen Zuschnitt bereits anklingt, ist die Tatsache, dass sich sowohl die militärischen und gesellschaftlichen Entwicklungen als auch dementsprechend die heroischen Leitbilder nicht in einem reinen (national-)staatlichen Kontext isoliert entfalteten. Vielmehr wird dieser Wandel in den einzelnen Ländern beeinflusst und vorangetrieben durch die Einflüsse politisch-sozialer Ereignisse in anderen Ländern, den militärischen Gegner und die Rezeption von kulturellen und militärischen Deutungsmustern des jeweils Anderen. Die Untersuchung wird sich deswegen nicht nur auf einen Untersuchungsgegenstand, sprich einen (National-)Staat stützen, sondern sich zwei der wichtigsten kontinentalen Akteure des Untersuchungszeitraumes anschauen: Frankreich und die späteren Mitgliedstaaten des Deutschen Bundes, mit einem bevorzugten Blick auf Preußen als bedeutendste deutsche Macht. Österreich mit seinen eigenen historisch-politischen sowie sozial-kulturellen Traditionen wird aus Gründen der Operationalisierbarkeit von der Untersuchung ausgeschlossen. Dabei ist

⁴² Vgl. Leonard: *Bellizismus*; Frank Becker: *Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands 1864–1913*, München 2001.

⁴³ Nicht nur, dass sich das Bürgertum intensiv an der Aufstellung von Denkmälern und Statuen beteiligte, es kam in Paris geradezu zu einer „Statuomanie“, wie die Kritiker bemerkten. Der Historiker Gustave Pessard kommentierte in seinem Werk *Statuomanie parisienne*, dass die Pariser Gärten, Straßen und Gehwege mittlerweile vollgestopft seien und es mit der weiteren Aufstellung von Statuen endlich reiche. Gustave Pessard: *Statuomanie parisienne. Étude critique sur l'abus des statues*, Paris 1911. Siehe auch Bumbaris: *Eine Nation*, S. 56. Auch auf deutscher Seite kam es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem nach 1880, zu einem wahren Denkmalboom. Hier wurden neben Fürstendenkmälern und militärischen Denkmälern ebenfalls Statuen für die *grands hommes* aufgestellt. Vgl. Frevert: *Herren*, S. 333–334.

jedoch zu beachten, dass der Deutsche Bund erst 1815 ins Leben gerufen wurde, also quasi nach den in den Selbstzeugnissen beschriebenen Kriegen, und dass die einzelnen Mitglieder sowohl vor der Gründung des Deutschen Bundes als auch danach politische und territoriale Veränderungen erlebten. Dies hatte, genauso wie die wechselnde Position in Bezug auf Frankreich während der Napoleonischen Kriege, Einfluss auf die etwaigen Militärreformen, politische und soziale Entwicklungen und die Erinnerungskultur der Nachkriegszeit, so dass sich unweigerlich die Frage stellt, inwieweit sich die wechselnden politischen Konstellationen auch auf die heroischen (Selbst-)Darstellungen in den hier untersuchten Quellen auswirkten.

Es muss jedoch beachtet werden, dass es sich bei politischen, sozialen, aber auch militärkulturellen Kontexten nicht unbedingt um eine homogene Nationalkultur handelt.⁴⁴ In einem Staatsgebiet können durchaus verschiedene regionale Kulturen vorhanden sein, da sich die Grenzen eines Landes selbst während des Krieges verändern und auch im ‚Kernland‘ unterschiedliche gesellschaftliche Schichten und Stände diversen kulturellen Praktiken nachgehen. Deshalb spielen bei der Untersuchung nicht nur länderspezifische Unterschiede und Gemeinsamkeiten eine Rolle, sondern auch auf die soziale Mobilität bzw. Hierarchie im militärkulturellen Kontext soll ein genauerer Blick geworfen werden. Denn diese Arbeit widmet sich nicht nur den höheren militärischen Rängen, sprich den Offizieren, sondern blickt auch auf die einfachen Soldaten. Die Frage nach unterschiedlicher Kriegswahrnehmung und militärischen Leitbildern von Offizieren und Soldaten ist zugleich die Frage nach Unterschieden zwischen Adligen und Nichtadligen, zwischen Bürgerlichen und Mitgliedern der unteren sozialen Ränge: Welche Änderungen brachten die Militärreformen mit sich, indem sie Offizierslaufbahnen auch für Bürgerliche öffneten? Welche neuen Einflüsse auf Offiziersleitbilder bringen Bürgerliche mit, welche übernehmen sie vom Adel? Wie steht es mit dem Verhältnis von „traditionellen“ adligen Heldenbildern zu einem bürgerlichen Wertekanon? Wie unterschieden sich die heroischen Selbstdarstellungen einfacher Soldaten von denen bürgerlicher und adliger Offiziere? Welche Rolle spielen die Freiwilligenregimenter und die *volontaires* im Vergleich zu den regulären stehenden Truppen? Die gegenseitigen Rezeptionsvorgänge und die Adaption bzw. Ablehnung von Modellen, Mustern und Norm- und Wertvorstellungen heroisch-militärischen Verhaltens in Bezug auf gesellschaftliche und ständische Kulturtransfers ist also ebenfalls Teil dieser Untersuchung.

⁴⁴ Vgl. Matthias Middell: Kulturtransferforschung, Transfers culturels, Version 1.0., in: Docupecta-Zeitgeschichte 28. Januar 2016, S. 4. DOI: 10.14765/zzf.dok.2.702.v1.

Aus dem Untersuchungszeitraum und der geographischen Eingrenzung wurden demnach folgende Fragestellungen für diese Arbeit entwickelt: Erstens: Wie stellen sich Soldaten und Offiziere angesichts der kulturellen, politischen und sozialen Veränderungen in der Epoche von 1750 bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihren Selbstzeugnissen heroisch dar? Welche heroischen Qualitäten spielen ab wann eine zentrale Rolle, welche heroischen Deutungsmuster greifen auf ältere traditionelle Heldenbilder zurück und welche neuen heroischen Eigenschaften kristallisieren sich angesichts der neuen militärischen Herausforderungen heraus? Und welche Rolle spielt die Demokratisierung des Heroischen in diesem Kontext? Oder anders gefragt: Wie entwickelt sich die heroische (Selbst-)Darstellung der Militärs in ihren Selbstzeugnissen im Laufe des Untersuchungszeitraumes?

Zweitens: Welche Rolle spielen die offiziellen heroischen Leitbilder, wie sie beispielsweise in der Propaganda⁴⁵ und der obrigkeitlichen Erinnerungskultur verbreitet werden? Werden sie von den Militärs übernommen oder abgelehnt oder umgedeutet?⁴⁶ Inwieweit bedingen sich die Heroisierung der Militärs durch die

⁴⁵ Die Untersuchung stützt sich auf die vom SFB 948 vorgebrachten Überlegungen zur Propaganda als „spezifische Form der medialisierten (Massen-)Kommunikation“, welche einen Angebotscharakter besitzt und in welcher das Publikum eine „handelnde Größe“ bildet. Dementsprechend müssen die Adressaten die Propaganda „als glaubwürdig in ihre Weltsicht einordnen können“. Der Propagandabegriff beschreibt hier also „als sozialer Sachverhalt und spezifische Kommunikationsform einen Meinungswettbewerb“, welcher in diesem Untersuchungszeitraum dem Publikum über die diversen Medien präsentiert wird – von Flugblättern über Lieder bis hin zu Zeitungen, Verordnungen oder auch Praktiken der Militärkultur wie beispielsweise Militärparaden, Festivitäten und offiziellen Feierlichkeiten. Die Autoren dieser Propaganda sind dabei einerseits die Regierungen mit ihren vielfältigen Akteuren, aber auch intellektuelle Autoritäten, welche sich intensiv an der Meinungsmache durch die Publikationen unterschiedlichster Art beteiligten und nicht unbedingt auf einer Linie mit den offiziellen Wertvorstellungen und Verlautbarungen der Regierungen stehen mussten. Vgl. Cornelia Brink u. a.: „Propaganda“, in: *Compendium heroicum*, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/propaganda. Ferner stützt sich die Arbeit in ihrer Annahme über die Reichweite und Aussagekraft der revolutionären und napoleonischen Propaganda sowie die der Befreiungskriege auf die Studien von Karen Hagemann, Alan Forrest, Joseph Clarke und Michael J. Hughes. Vgl. Hagemann: *Männlicher Muth*; Forrest: *Napoleon's Men*; Clarke: *Valour*, sowie Hughes: *Forging*, hier auch die präzisen Erläuterungen auf S. 25–36. Michael J. Hughes geht dabei noch weiter: In seiner Monographie definiert er den Propagandabegriff als nicht ausreichend genug, um den Einfluss der napoleonischen Bemühungen zur Motivierung und Instrumentalisierung der Soldaten der *Grande Armée* zu erfassen und spricht deshalb von einer Militärkultur („military culture“), zu deren Formierung die Propaganda einen essentiellen Beitrag leistete. Dabei sei es wichtig, zu untersuchen, wie die Soldaten die Militärkultur verinnerlicht hätten, um Aufschlüsse über ihre Motivation und Auffassungen zu erhalten. Vgl. Hughes: *Forging*, S. 11–13.

⁴⁶ Ute Daniel und Wolfram Siemann zeichnen in ihrem Sammelband zum Thema Propaganda und politischer Sinnstiftung nach, dass propagandistische Maßnahmen häufig nur eine gebrochene und zum Teil geradezu kontraproduktive Wirkung entfalteten. Vgl. Ute Daniel / Wolfram Siemann: *Historische Dimensionen der Propaganda*, in: dies. (Hg.): *Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung 1789–1989*, S. 7–20, hier S. 10–11. Doch Michael J. Hughes belegt für Frankreich in seiner Studie zur napoleonischen Militärkultur, welche essentielle Rolle die napoleonische Propaganda bei der Formierung der „military

Obrigkeit und die heroische Darstellung von Militärs selbst? Gerade in der militärischen Erinnerungskultur scheinen sowohl *Top-down*- als auch *Bottom-up*-Prozesse der Heroisierung beobachtbar zu sein, die nicht immer klar voneinander abgegrenzt werden können. Gedenk- und Regimentsfeiern, die Gründung von Militärvereinen, Regimentsgeschichten, Schulbücher, Lieder und literarische Erzeugnisse wie Romane und Gedichte erhalten oftmals sowohl einen offiziell-öffentlichen als auch einen privaten Charakter, abhängig vom Initiator, Gründer oder Autor des Erinnerungsgutes. Doch wie ordnen sich Selbstzeugnisse von Militärs in diese Erinnerungskultur ein? Unterstützen und verstärken sie die offizielle heroische Darstellung, indem sie die vorgegebenen Elemente der Erinnerungskultur aufgreifen und rezipieren, oder zeichnen sie durch den Gebrauch eigener Heroisierungsstrategien und heroischer Deutungsmuster ein Gegenbild?

Drittens: Welche Funktion übernehmen die heroischen Leitbilder und die Selbstheroisierung für die Militärs? Wie werden sie als Mittel nicht nur der Sinnstiftung der eigenen Erlebnisse und Erinnerungen genutzt, sondern auch: Wie wurden sie als heroische Deutungs- und Legitimationsmuster der individuellen Taten entwickelt und instrumentalisiert? Und welche Rolle spielt der Rückgriff auf die Selbstheroisierung angesichts des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Wandels der Erinnerungskultur im Laufe des *langen 19. Jahrhunderts*?

2. Quellen: Selbstzeugnisse, Egodokumente und Erinnerungskultur

Die Untersuchung von militärischen Selbstzeugnissen soll hier im Mittelpunkt stehen. Berücksichtigt werden Textquellen von Militärs aller Ränge und Herkunft. Als Selbstzeugnisse⁴⁷ werden hier nach der Definition von Alois Hahn und

culture“ hatte. Vgl. Hughes: Forging, S. 11. Und Karen Hagemann zeigt in ihrer Monographie eindrucksvoll die Wirkungsmacht der Kriegspropaganda für die Mobilmachung, aber auch das patriotisch-nationale Engagement. Vgl. Hagemann: Mannlicher Muth. Tatsächlich macht Wolfgang Piereth in seinem Aufsatz zur deutschen und österreichischen Propaganda im 19. Jahrhundert deutlich, dass staatliche Propaganda erfolgreich und relativ widerspruchsfrei gelingen konnte, wenn sie die bereits vorherrschende politische Meinung des Publikums einfangen und entsprechend mobilisieren konnte. Das gelang eben optimal während der Befreiungskriege, als sich z. B. die preußische Regierung um die Öffentlichkeit bemühte, indem sie gewisse propreußische Publizisten wie Ernst Moritz Arndt fast ohne Zensuraufsicht arbeiten ließ und damit zuweilen eine inhaltliche recht freie Publizistik erlaubte. In Österreich entschied sich Metternich dagegen zur selben Zeit, den Weg der Zensur und der entpolitisierten Pressearbeit zu gehen, was zur Erfolglosigkeit seiner Pressepolitik führte. Vgl. Wolfgang Piereth: Propaganda im 19. Jahrhundert. Die Anfänge aktiver staatlicher Pressepolitik in Deutschland (1800–1871), S. 21–43, hier S. 24–27 und S. 42. Deshalb scheint der in der Definition vom SFB 948 festgelegte Ansatz, die Adressaten der Propaganda müssten diese „als glaubwürdig in ihre Weltsicht einordnen können“, für diese Untersuchung besonders entscheidend. Vgl. SFB 948: Propaganda.

⁴⁷ Der Forschungsstand zu Selbstzeugnissen ist kaum mehr zu überblicken. Einen guten Überblick bietet Volker Depkat: Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft, in: Bios 23.2, 2010, S. 170–187.

Benigna von Krusenstjern Schriftstücke verstanden, in denen sich ein „explizites Selbst“ selbst thematisiert, sprich „ein Ich, das seine Selbstheit ausdrücklich macht, sie als solche zum Gegenstand von Darstellung und Kommunikation erhebt“⁴⁸ – ob es dies in der 1. oder 3. Person tut, ist dabei egal. Der im Text als selbst handelnd oder leidend in Erscheinung tretende Verfasser nimmt aber nicht nur auf sich selbst Bezug, sondern er muss den Text auch aus eigenem Antrieb heraus verfasst haben.⁴⁹ Mit diesen drei Merkmalen – explizites Selbst, selbst verfasst und aus eigenem Antrieb – unterscheidet von Krusenstjern Selbstzeugnisse zum einen von Texten, in denen nur ein „implizites Selbst“ auftritt, also ein fungierendes, schreibendes Ich, das durch die Auswahl der Themen, deren Verarbeitung und die Form der Darstellung und den Stil des Dargestellten mehr oder minder zum Vorschein kommt.⁵⁰ Sie positioniert Selbstzeugnisse damit zum anderen innerhalb der Quellengattung der sogenannten Egodokumente. Der 1958 von Jacob Presser in die Fachsprache eingeführte und in den 1980er Jahren in den Niederlanden sich stärker verbreitende Begriff des *Ego-document* meinte am Anfang zunächst nur „historische Quellen“, in denen „ein Ich schreibendes und beschriebenes Subjekt“⁵¹ zugleich ist. Der Begriff wurde von Rudolf Dekker in einen breiteren historischen Kontext übertragen und von Winfried Schulze erweitert auf Quellen, in denen Menschen auch indirekt Auskunft über sich selbst geben, jedoch nicht zwangsläufig freiwillig.⁵² Damit können auch juristische, administrative oder wirtschaftliche Dokumente zu den Quellen der Egodokumente gezählt werden. Der Begriff Egodokument ist also mittlerweile deutlich weiter gefasst als der des Selbstzeugnisses, doch schließen sich die beiden Begriffe nicht aus, sondern können einander zugeordnet werden: Das Selbstzeugnis bildet eine Unterkategorie der sehr umfassenden Quellen-

⁴⁸ Alois Hahn: Identität und Selbstthematization, in: ders. / Volker Kapp (Hg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis, Frankfurt am Main 1987, S. 9–24, hier S.10.

⁴⁹ Vgl. Benigna von Krusenstjern: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag 2, 1994, S. 462–471, hier S. 463.

⁵⁰ Vgl. ebd., Bärbel Görz u. a. (Hg.): Verschwiegene Ich. Vom Unausdrücklichen in autobiographischen Texten, Pfaffenweiler 1993, und Hahn: Identität, S. 10.

⁵¹ Jacques Presser: Mémoires als geschiedbron, in: Algemene Winkler Prins Encyclopédie, Bd. 7, Amsterdam-Brüssel 1958, S. 208–210; Wiederabdruck in: Uit het werk van dr. J. Presser, Amsterdam 1969, S. 277–283.

⁵² Vgl. Rudolf Dekker u. a. (Hg.): Egodokumenten van Noord-Nederlanders uit de zestiende tot begin negentiende eeuw. Een chronologische lijst, Rotterdam 1993; vgl. auch Rudolf Dekker: Egodocumenten. Een literatuuroverzicht, in: Tijdschrift voor Geschiedenis 101, 1988, S. 161–189 und Rudolf Dekker: Introduction, in: ders. (Hg.): Egodocuments and History. Autobiographical Writing in its Social Context since the Middle Ages, Hilversum 2002, S. 7–20; Winfried Schulze (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 2009.

gruppe Egodokumente.⁵³ Selbstzeugnisse erfassen also Tagebücher, Briefe (nicht jeder Brief ist jedoch ein Selbstzeugnis) sowie autobiographische Schriften wie Memoiren und Autobiographien.

2.1. Der Verfasser und seine Intention

Nach der klassischen geschichtswissenschaftlich-heuristischen Einteilung gehört ein Großteil der Selbstzeugnisse wie Autobiographien und Memoiren zur Quellengattung *Tradition*. Es handelt sich also um Quellen, die mit der klaren Intention verfasst worden sind, unterschiedliche Informationen gezielt der Nachwelt zu hinterlassen. Im Falle von Selbstzeugnissen handelt sich bei diesen Informationen größtenteils um geschichtliche Ereignisse und das eigene Mitwirken und Erleben dieser Begebenheiten. Damit wird diese Quellengattung für den Historiker aber erstmal *suspekt*. Denn die Quellen sind eine rein subjektive Textart, geprägt von Legitimierungs- und Rechtfertigungsbedürfnissen, und oft in der Retrospektive verfasst.⁵⁴ Aus diesem Grund scheint es bei der analytischen Quellenarbeit besonders wichtig zu sein, nach den Intentionen und den Schreibmotivationen der Autoren zu fragen.⁵⁵

Die Gründe für das Verfassen von Selbstzeugnissen sind nicht nur zahlreich, sondern variieren auch je nach Autor, seinem kulturellen und sozialen Stand, nach Schriftstück, und nach kulturellem und historischem Kontext. Rechtfertigung und Selbstdarstellungen gehören zu den häufigsten Motivationen, aber auch das Bedürfnis sich zu erklären, Schuld zu bekennen oder der Nachwelt, vor allem den Nachkommen, als Beispiel zu dienen und sie von den eigenen Erfahrungen profitieren zu lassen, lässt sich als Begründung für das Selbstzeugnis oft nachweisen. Daneben findet sich auch der Wunsch, ein bestimmtes Rollenmuster nachzuahmen, sich zu erinnern und in der Erinnerung anderer erhalten zu bleiben, sowie durch ein sinnstiftendes, retrospektives Narrativ dem eigenen Leben einen Platz in Welt- und Zeitordnung zu geben. Vor allem Umbruchszeiten und politische Systemwechsel scheinen deshalb die Entstehung von Selbstzeugnissen zu begünstigen: Während des Dreißigjährigen Krieges, der Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen oder auch den beiden Weltkriegen scheinen beispielsweise besonders viele Selbstzeugnisse entstanden zu sein.⁵⁶ Eine Erklärung hierfür könnte der Versuch sein, eine gewisse Kontinuität des eigenen Lebens über die erlebten Umbrüche hinweg schriftlich

⁵³ Vgl. von Krusenstjern: Selbstzeugnisse, und Claudia Ulbrich u. a.: Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, in: dies. (Hg.): Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, Wien 2012, S. 1–20, hier S. 1–2.

⁵⁴ Vgl. Depkat: Autobiographieforschung, S. 170. Depkats Überlegungen beziehen sich auf die Quellengattung der Autobiographie, doch können sie auch sehr passend auf andere Unterkategorien der Selbstzeugnisse ausgeweitet werden.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 170.

⁵⁶ Die Ausführungen in diesem Absatz folgen Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 5–7.

und erinnerungstechnisch herzustellen. Aber auch der Wunsch, die Bedeutung dieser Epoche aus der persönlichen Sicht darzustellen, die eigenen Leistungen daran hervorzuheben und/oder sich gegen Verleumdungen und Anfeindungen zu verteidigen, spielten hier offenbar eine Rolle.⁵⁷

Neben politischen und zeithistorischen Umbrüchen dienen zudem oft kleinere, persönliche Kontinuitätsrisiken eine häufige Motivation für das Festhalten der eigenen Lebensgeschichte. Einschnitte wie der Tod eines nahen Angehörigen oder ein Glaubenswechsel sind oftmals Anlass für das Niederschreiben autobiographischer Ereignisse. Es stellt einen Versuch dar, nach einem Bruch eine zusammenhängende biographische Erzählung herzustellen, mit der nicht zuletzt auch ein gewisses Moment der Selbstreflexion und individuellen Sinnstiftung verbunden ist. Bei diesem Schreibprozess erfolgt nicht selten die Aneignung der eigenen Lebensdeutung.⁵⁸

Doch nicht nur die Schreibabsichten haben Einfluss auf den Text und den Inhalt von Selbstzeugnissen, auch die inneren und äußeren Umstände des Verfassers formen die Quelle entscheidend. Gefühle und Erfahrungen prägen die Darstellungen genauso wie die Schreibfähigkeiten des Autors. Nicht jeder Verfasser verfügt über eine umfangreiche Bildung oder literarisches Talent, um sich präzise auszudrücken und seine Überlegungen klar zu vermitteln. Daneben prägen Traditionen, Norm- und Wertvorstellungen sowie Schreibkonventionen die Textproduktion. Gerade bei Selbstzeugnissen, die aus der Retrospektive, also im Wissen sowohl des vorher als auch des danach Ergangenen, geschrieben werden, werden die Texte ein- oder mehrmals bearbeitet, Autoren wählen bestimmte Inhalte aus und streichen dafür andere, ordnen und formulieren Passagen um, um eine logische und kohärente Erzählung zu konstruieren.⁵⁹ Bei dem untersuchten Quellenkorpus ist dies besonders häufig der Fall, da die meisten Selbstzeugnisse erst Jahrzehnte nach der eigentlichen Kriegsteilnahme verfasst wurden. Die Autoren stützten sich oft auf ihre Tagebuchblätter und Aufzeichnungen aus der Kriegszeit und schrieben sie dann am Ende ihres Lebens zu Memoiren oder Autobiographien um. Zudem ist ein Großteil der Quellen ediert, da gerade die Selbstzeugnisse aus der napoleonischen Zeit entweder von den Autoren selbst publiziert oder von deren Nachfahren (z. B. den Enkelkindern) aufbereitet und herausgegeben wurden.

Obwohl dies die Verfügbarkeit der Quellen erleichtert, wird dadurch auch ein Problem dieser Quellengattung offensichtlich: die starke schriftliche Überarbeitung und Überformung der tatsächlichen Ereignisse, Handlungen, Gefühle und Gedanken und damit auch der Zugang zur ursprünglichen Kriegserfahrung.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 7, S. 11

⁵⁸ Vgl. Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 7–9, S. 11. Die Konventionsberichte sind ein Beispiel hierfür. Sie sind aber nicht nur ein Ausdruck der individuellen Sinnstiftung des eigenen Lebens, sondern dienen auch als Beleg und Bezeugung für die Annahme des neuen Glaubens.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 6–10.

Denn der Einfluss von gesellschaftlichen, kulturellen und literarischen Vorgaben kann demnach nicht nur bestimmen, worüber und wie ein Verfasser über seine Erlebnisse berichtet, sondern auch, was er bei Niederschrift außen vorlässt („Sagbarkeitsregeln“⁶⁰). Diese Unsicherheiten lassen bei der Quellenarbeit natürlich Fragen nach der Authentizität des Gesagten bzw. Geschriebenen aufkommen. Dies war auch den Autoren der Selbstzeugnisse bewusst: Glaubwürdigkeit herzustellen war den meisten von ihnen ein großes Anliegen, was sich nicht zuletzt in den unzähligen Beteuerungen in Bezug auf den Wahrheitsgehalt in den Vorworten der Texte widerspiegelt.⁶¹

2.2 Historischer Kontext und kulturelles Gedächtnis

Neben der sozialen und kulturellen Herkunft sowie den Intentionen des Verfassers ist ein weiterer wichtiger Faktor beim Umgang mit Selbstzeugnissen der historische Kontext der Entstehungszeit der Quellen. Die gerade nach den Befreiungskriegen stark präsente militärische Erinnerungskultur, welche sowohl auf deutscher als auch französischer Seite (dort zumindest nach der Restaurationsmonarchie der Bourbonen) die Verehrung der Soldaten durch Denkmäler, nationale und regionale Feiern, Lieder und literarische Erzeugnisse ermöglichte, beeinflusste entscheidend den Umgang mit der eigenen Kriegserfahrung. Denn die öffentliche politisch-kulturelle Beschäftigung mit den Kriegen in der jeweiligen Nachkriegszeit hatte einen prägenden Einfluss auf das sogenannte „kulturelle Gedächtnis“, welches Jan Assmann als „kulturelle [...], in Zeichen, Symbolen, Bildern, Texten und Riten sichtbar gemachte [...] Institution“⁶² definiert. Diese fördere schließlich den Aufbau einer gesamten Erinnerungskultur, die wiederum das eigene Erinnern und den Umgang mit diesen Erinnerungen sowie die Erinnerungen ganzer Gruppen, sogar ganzer Nationen, mitbestimmen könne.⁶³

Zudem basiert neben der Einbettung in zeitgenössische Denkstile und ethische Maßstäbe häufig auch die in Selbstzeugnissen benutzte Sprache auf literarischen Konventionen und Stilmitteln der jeweiligen Epoche. Aus diesem Grund werden neben den Selbstzeugnissen exemplarisch noch weitere Quellengattungen herangezogen, um eine gewisse Vergleichbarkeit und Nachverfolgungen der Ideen des Heroischen im historischen Kontext gewährleisten zu können. Dies gilt umso mehr, da Regierungen und Obrigkeiten sowohl auf deutscher als auch

⁶⁰ Petra Buchholz: Schreiben tut weh. Die Erinnerung der Chinaheimkehrer an den Vernichtungskrieg, in: Claudia Ulbrich / Hans Medick / Angelika Schaser (Hg.): Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, Wien 2012, S. 399–418, und dies.: Vom Teufel zum Menschen. Die Geschichte der Chinaheimkehrer in Selbstzeugnissen, München 2010.

⁶¹ Vgl. Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 6, S. 10.

⁶² Jan Assmann: Erinnern, um dazuzugehören. Kulturelles Gedächtnis, Zugehörigkeitsstrukturen und normative Vergangenheit, in: Kristin Platt / Mihran Dabag: Generationen und Gedächtnis, Erinnerungen und kollektive Identitäten, Opladen 1995, S. 51–75, hier S. 61.

⁶³ Vgl. Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 10, S. 11, S. 13.

französischer Seite nicht nur während der Kriege in ihrer Propaganda verschiedene Heldenbilder für das Militär präsentierten, sondern die militärischen Heldenfiguren auch in der Erinnerungskultur ein leitendes Element bildeten. Der Vergleich mit anderen (offiziellen) Quellengattungen soll dementsprechend auch Fragen nach einer Übernahme offizieller und propagandistischer Heldenbilder durch die Militärs beantworten.

Da das Quellenkorpus allerdings allein mit den Selbstzeugnissen einen kaum zu bearbeitenden Umfang erreicht hat, wird dies nur in begrenztem Rahmen und exemplarisch bewerkstelligt werden können. Der Schwerpunkt soll hierbei auf der Quellengattung der Zeitungsartikel und Lieder liegen. Für einflussreiche Zeitungen, wie z. B. den *Recueil des Actions Héroïques et Civiques des Républicains Français*, ist durch Auflagenzahlen und historische Untersuchungen die Bedeutung in zeitgenössischen heroisch-militärischen Diskursen belegt,⁶⁴ und im Gegensatz zu Romanen und Flugschriften ist die Wahrnehmung von Liedern durch Soldaten in den Selbstzeugnissen offenkundig. In einem Großteil der untersuchten Selbstzeugnisse findet sich mindestens eine Erwähnung von Liedern, die zur Aufmunterung und Motivation auf Märschen, aber auch in den Ruhepausen zur Unterhaltung gesungen wurden. Während einige Soldaten und Offiziere die Musik und den Gesang nur erwähnen, berichten andere auch detaillierter darüber, welche Lieder genau gesungen wurden und einige Selbstzeugnisse enthalten sogar ganze Liedtexte, zuweilen sogar selbst gedichtet.⁶⁵ Die umfangreichen und zahlreichen Sammlungen der Soldaten- und Kriegslieder in den darauffolgenden Jahrzehnten und die Tatsache, dass einige noch immer im Chor-Repertoire fortleben, verdeutlicht die breite Überlieferung dieser Quellen. Für andere Quellengattungen wie Romane und Flugschriften wird die entsprechende Sekundärliteratur herangezogen.

2.3 Das Publikum

Ein dritter wichtiger Faktor bei der Analyse von Selbstzeugnissen bildet der Adressatenkreis: Sind es bloß die Angehörigen, die Nachkommen oder doch ein größeres Lesepublikum, für die die Selbstzeugnisse verfasst werden? Welches Publikum mit den Selbstzeugnissen erreicht werden soll, ist nicht immer eindeutig rekonstruierbar, dabei hatte der Adressatenkreis erheblichen Einfluss auf den Inhalt und die Form des Schriftstückes.⁶⁶ Die Schreibanlässe und Intentionen der Autoren waren, wie bereits oben erwähnt, stets sehr individuell und unter-

⁶⁴ Vgl. Clarke: Valour.

⁶⁵ Z. B. hat der Soldat Joseph Deifel Napoleon ein nicht gerade schmeichelhaftes Lied gewidmet. Vgl. Joseph Deifel: Mit Napoleon nach Russland. Tagebuch des Infanteristen Joseph Deifel, Regensburg 2012, S. 64–65.

⁶⁶ Die Überlieferungschancen von Selbstzeugnissen hingen dabei in der Regel, abgesehen von unbeeinflussbaren und unvorhergesehen Ereignissen wie Bränden, Unwetterkatastrophen und Kriegen, von der Herkunft, dem Stand und dem Geschlecht des Autors ab.

schiedlich. Selbst wenn Verfasser angeben, dass sie ihr Leben nur für sich selbst niedergeschrieben haben, kann nicht ausgeschlossen werden, dass Familienmitglieder und Nachkommen die Texte gelesen haben und dies den Autoren zu einem gewissen Grad auch bewusst war. Gerade wenn der Text jedoch innerhalb der Familie weitergegeben wurde, äußerten die Verfasser ihre Intention, die Aufzeichnungen den Nachkommen als Orientierung zu hinterlassen.⁶⁷ Sie sollten als Exemplum dienen und gerade bei adligen Verfassern erhielten sie auch explizit Anweisungen für ihre Erben.⁶⁸ Es ging darum, nützliches Wissen, Vorstellungen, Werte und Normen zu vermitteln sowie Handlungsanweisungen und Ratschläge zu formulieren. Bei Adligen waren die Memoiren und Autobiographien zudem oftmals Teil einer größeren Familienchronik. Das Verfassen des Selbstzeugnisses bildete also den Versuch, die Geschichte der Familie festzuhalten und zugleich sich selbst diachron in Dynastie- und Ahnenfolge einzuordnen. Bei sozialen Gruppen mit einem ausgeprägten genealogischen Bewusstsein, wie dem europäischen Adel, diente das Selbstzeugnis also auch als „Verbindungsglied zwischen den Taten und Leistungen der Vergangenheit, den Tatsachen der Gegenwart und den Hoffnungen für die Zukunft“.⁶⁹

Manchmal publizierten Nachkommen jedoch das Selbstzeugnis ihrer Vorfahren, ohne dass der Autor selbst dies geplant hatte. In anderen Fällen überließen sie es anderen Personen, wie Freunden, Schriftstellern oder im Falle des hier untersuchten Quellenmaterials interessierten Militärs und Herausgebern von Zeitschriften wie beispielsweise *La Carnet de la Sabretache*, die komplette oder auch nur Teile der Aufzeichnungen veröffentlichten. Daneben gab es aber auch Autoren, die ihre Erlebnisse mit genau dem Ziel niederschrieben, sie nachher zu veröffentlichen und dies manchmal sogar mit recht großem Erfolg. Einige wurden mehrmals neu aufgelegt, andere sogar in verschiedene Sprachen übersetzt.⁷⁰ Die Aussicht auf ein öffentliches Lesepublikum konnte dabei die Aufbereitung der Erlebnisse zusätzlich überformen. Einerseits wurden intimere oder kontroverse Gedanken und Handlungen eventuell von den Autoren oder den Familienangehörigen herausgeschnitten, andere Inhalte stärker hervorgehoben oder den vorherrschenden Wert- und Normvorstellungen angepasst. Es ging viel stärker um die Konstruktion eines gut lesbaren und interessanten Textes, der beim Publikum überzeugend ankommen sollte und sich vielleicht auch erfolgreich verkaufen ließ. Das gilt auch für die Selbstzeugnisse, die in Zeitschriften herausgegeben wurden: Die Herausgeber druckten die Aufzeichnungen mit dem Ziel, den Geschmack und das Interesse ihrer Leserschaft zu treffen. Sie kürzten deshalb oftmals Stellen im Text, die ihrer Meinung nach nicht spannend genug

⁶⁷ Vgl. Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 8, S. 13.

⁶⁸ So zum Beispiel das *Politische Testament* Friedrich des Großen.

⁶⁹ Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 8, S. 13.

⁷⁰ So z. B. Küster: Bruchstücke, und Joseph Schrafel: Merkwürdige Schicksale des ehemaligen Feldwebels im königl. bayer. 5ten Linien-Infanterie-Regiment, Joseph Schrafel, vorzüglich im russischen Feldzuge und in der Gefangenschaft, in den Jahren 1812 bis 1814, Nürnberg 1835.

oder von keiner Relevanz für die inhaltlichen Leitgedanken und wirtschaftlichen Umstände der Zeitschrift waren.⁷¹ Auch die Sprache und der Schreibstil konnten angepasst werden, um den zeitgenössischen Gewohnheiten zu entsprechen. Andererseits waren Herausgeber und Autoren auch bemüht, die dargestellten Ereignisse möglichst korrekt wiederzugeben und zogen manchmal zusätzliche Literatur über die Geschehnisse heran, um sie mit ihren Niederschriften abzugleichen oder ihre Berichte zu ergänzen. Auch Anmerkungen mit zusätzlichen Informationen über Personen, Orte und Ereignisse sind bei publizierten Selbstzeugnissen keine Seltenheit. Sowohl die Textform, der Schreibstil als auch der Inhalt konnten also in publizierten Selbstzeugnissen anders präsentiert werden, als dies bei privaten und für kleinere Adressatenkreise verfassten Aufzeichnungen der Fall gewesen wäre.

Das Publikum hatte nicht nur einen entscheidenden Einfluss auf die in dem Selbstzeugnis erzählten Geschehnisse, sondern vor allem auch auf die Formen der Selbstheroisierung der Militärs. Helden stellen als „Objekte der Verehrung und Bewunderung“ ein Produkt der heroisierenden Präsentationen und Zuschreibungen bzw. im Fall des Selbstzeugnisses, der Selbstzuschreibung dar.⁷² Helden bedürfen der Erzählung, sie brauchen jemanden, der von ihren Taten berichtet.⁷³ Denn sie sind eine Konstruktion. Dementsprechend bedarf es eines Publikums, eines Rezipienten, der entweder an der Konstruktion des Helden teilhat („Heldenmacher“) und/oder die Heldenkonstruktion erfährt und wahrnimmt. Diese Interpretationsgemeinschaft hat einen entscheidenden Einfluss auf die Darstellung und Wahrnehmung des Heroischen. Denn damit die heroische Konstruktion glaubhaft erscheint, vom Publikum als solche auch akzeptiert wird, muss sie sich nicht nur der Grenzen der Inszenierung bewusst sein, sondern sie bleibt auch an die politischen, sozialen, kulturellen und moralischen Wertvorstellungen der Verehrergemeinschaft gebunden.⁷⁴ Die Heroisierung wird also in einen gewissen Erwartungshorizont eingeschrieben, ohne den die Heroisierungsversuche ins Leere laufen. Im Falle einer Selbstdarstellung, wie z. B. in Selbstzeugnissen, schreibt sich der oder die Dargestellte selbst in den zeitgenössischen Erwartungshorizont ein.⁷⁵ Heroische Figuren bilden Projektionsflä-

⁷¹ So z. B. Karl Litzmann, der Herausgeber der Memoiren des Freiwilligen Jägers Christian Johann Lietzmann, der offen zugibt, manche Stellen gekürzt zu haben, welche er nicht relevant fand. Vgl. Christian Johann Lietzmann: Freiwilliger Jäger bei den Totenkopfhussaren. Siebzehn Jahre Leutnant im Blücherhusaren-Regiment. Aus dem schriftlichen Nachlaß eines Kolberger Veteranen (Friedrich Christian Johann Lietzmann). Erzählungen aus Kolbergs Ruhmestagen, aus dem deutschen Befreiungskrieg, aus kleiner pommerscher Garnison und von der Grenz-wacht gegen den polnischen Aufstand 1831. Herausgegeben von Karl Litzmann Generalleutnant z.D., Berlin 1909, S. VI.

⁷² Vgl. Asch / Butter: Verehrergemeinschaften, S. 11.

⁷³ Vgl. Herfried Münkler: Heroische und postheroische Gesellschaft, in: Merkur 61.8/9, 2007, S. 742-752, hier S. 742.

⁷⁴ Vgl. Asch / Butter: Verehrergemeinschaften, S. 9-10.

⁷⁵ Vgl. ebd., S. 11.

chen für die Sehnsüchte des Publikums. Dies kann zu einem unterstützenden, ja sogar legitimierenden Element der heroischen Figur werden, zugleich aber ihre Abhängigkeit von der Öffentlichkeit, vor welcher die Inszenierung erfolgt, verstärken.⁷⁶ In diesem Wechselspiel⁷⁷ zwischen Held und Interpretationsgemeinschaft sehen der Historiker Ronald G. Asch und der Amerikanist Michael Butter mehrere Aufgaben, die der Held für sein Publikum erfüllt und die je nach Kontext variieren können: Zum einen repräsentieren Heldenfiguren die Werte der Interpretationsgemeinschaft, indem sie sie idealtypisch verkörpern oder aber aufgrund ihres heroischen Status verletzen – etwas, was den ‚normalen‘ Mitgliedern der Gemeinschaft nicht erlaubt ist. Zum anderen können sie zur Imitation anregen und somit den kulturellen Habitus der Verehrergemeinschaft mitbestimmen. Und letztens erlauben sie durch einen stellvertretenden Heroismus (*vicarious heroism*) denjenigen, welchen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer sozialen Schicht oder ihres Geschlechts eine direkte heroische Selbstinszenierung verwehrt bleibt, durch die Zugehörigkeit zur Verehrergemeinschaft an der Welt des Heroischen teilzuhaben.⁷⁸

Dieses wechselseitige Verhältnis bedeutet gerade für die Selbstheroisierung jedoch auch ein zusätzliches Risiko. Die Autoren der militärischen Selbstzeugnisse müssen darauf achten, dass die von ihnen als heroisch verkauften Leistungen und Taten vom Publikum als solche anerkannt werden, damit ihr Heldentum nicht lediglich in ihrer Selbstzuschreibung existiert. Damit würde die (Selbst-)Heroisierung äußerst prekär werden, denn die erzählten heroisierten Kriegserfahrungen könnten schnell den Charakter von unglaubwürdigem Eigenlob annehmen.⁷⁹ Bei der Analyse der Quellen muss also nicht nur nach den Darstellungsformen der Selbstheroisierung von Militärs gefragt werden, sondern gerade auch nach den narrativen Strategien, die die Autoren verfolgen, um die Heroisierung ihrer Taten und Erlebnisse für die Leserschaft plausibel zu machen.

2.4 Methodische Vorgehensweise mit Selbstzeugnissen

Die oben aufgeführten Probleme der Selbstzeugnisse machen deutlich, dass diese Quellengattung mit unterschiedlichen methodischen und quellenkritischen Strategien untersucht werden muss. In früheren Jahrzehnten wurden in der Geschichts-

⁷⁶ Vgl. ebd., S. 21.

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 13. Siehe auch im gleichen Band Veronika Zink: Das Spiel der Hingabe. Zur Produktion des Idolatrischen, in: Ronald G. Asch / Michael Butter: Bewunderer, Verehrer, Zuschauer. Die Helden und ihr Publikum (Helden – Heroisierungen – Heroismen 2), Würzburg 2016, S. 23–44.

⁷⁸ Vgl. Asch / Butter: Verehrergemeinschaften, S. 12.

⁷⁹ „Von Helden muß berichtet werden“, so Münkler, denn „[w]enn sie heroisch agieren, aber keiner da ist, der dies beobachtet und weitererzählt, ist ihr Status prekär [...]“. Ihr eigenes Erzählen der Kriegserlebnisse würde wie unglaubwürdiges Eigenlob wirken, weshalb sie „den rühmenden Bericht eines selbständigen Beobachters“ bräuchten. Münkler: Gesellschaft, S. 742–734.

wissenschaft Selbstzeugnisse oft nur nach der hinter dem Text stehenden historischen Realität befragt. Dieser von Volker Depkat als naiv und unterentwickelt bezeichnete quellenkundliche Zugang beschäftigte sich mit Selbstzeugnissen als Quelle zu historischen Fakten, die sich aus vermeintlich zuverlässigem Quellenmaterial wie beispielsweise Regierungsakten nicht hatten gewinnen lassen. Allerdings ignorieren ältere geschichtswissenschaftliche Selbstzeugnisuntersuchungen meistens die Textualität der Texte und ihre narrativen Strukturen, mit denen die Erlebnisse präsentiert werden. Sie fragen quasi nach den Informationen zu der historischen Wirklichkeit *hinter* dem Text und ignorieren dabei, dass es sich bei dem Beschriebenen um eine Darstellung handelt, welche von der sozialen Herkunft, der Intention, der Persönlichkeit und dem Talent des Autors sowie den historischen Kontexten geprägt ist.⁸⁰ Es ist also wichtig, bei der Quellenanalyse methodisch zwischen der schreibenden und der im Selbstzeugnis beschreibenden Person zu unterscheiden,⁸¹ um zu vermeiden, dass durch eine „buchstäbliche Lektüre“⁸² die „Erzählung des Gewesenen, Erlebten, Empfundenes“ mit dem tatsächlich „Gewesenen, Erlebten, Empfundenes“⁸³ verwechselt wird.

Während der kulturgeschichtlichen Wende wurde diese Durchdringung der Quellengattung Selbstzeugnis kritisch hinterfragt und die Forschung entwickelte neue Ansätze, um mit dem betreffenden Material umzugehen. So forderte Michael Maurer, die Textualität der Selbstzeugnistexte zum Ausgangspunkt für die wissenschaftlichen Überlegungen zu machen⁸⁴ und Dagmar Günther plädierte für eine „textpragmatische und erzähltheoretische Annäherung“ an Autobiographien als historische Quellen.⁸⁵ Durch eine narrative Untersuchung der Texte würde deutlich, dass sich „ein Subjekt im Prozess der Erzählung erst als ‚Ich‘ konstituiert [...] und sich durch seine Erzählung zu Vergangenheit und Zukunft in Beziehung setzt.“⁸⁶ In Selbstzeugnissen lassen sich alle Zeitmodi – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – wiederfinden: Die Erinnerung an das Vergangene wird nicht nur vor dem Hintergrund der (Schreib-)Gegenwart, sondern auch mit dem Blick auf eine imaginierte Zukunft formuliert und niedergeschrieben. Dabei muss zwischen den zeitlichen Ebenen unterschieden werden, auf denen die beiden Personen des Autors – das schreibende Ich und das beschriebene Ich –

⁸⁰ Vgl. Depkat: Autobiographieforschung, S. 175.

⁸¹ Vgl. Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 6, S. 10.

⁸² Dagmar Günther: „And now for something completely different“. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft, in: Historische Zeitschrift 272, 2001, S. 15–62, hier S. 55.

⁸³ Ebd., S. 52.

⁸⁴ Vgl. Michael Maurer: Chronologische Linearität und Relationalität der Deutungshorizonte. Anmerkungen zur Erzählstruktur der Autobiographie des Pietisten Friedrich Christoph Oetinger und des Aufklärers Christian Wolff, in: Michael Neumann: (Hg.): Erzählte Identitäten. Ein interdisziplinäres Symposium, München 2000, S. 77–89.

⁸⁵ Vgl. Depkat: Autobiographieforschung, S. 175.

⁸⁶ Ebd., und vgl. Günther: Prolegomena.

angesiedelt sind.⁸⁷ Deshalb lohnt es sich für Historiker auch nur bedingt, Fragen nach der Abbildung von Wirklichkeit oder der Rekonstruktion eines vergangenen Lebens anhand von Selbstzeugnissen zu beantworten. Autobiographische Texte dienen den Autoren oft als ein Mittel, um ihr Leben als eine sinnvolle und fast schon teleologische Erzählung zu konstruieren. Dadurch wird über diese Schriften nicht nur Identität hergestellt, sondern auch gesichert und sowohl individuelle als auch kollektive Selbstvergewisserung vor dem Hintergrund des historischen Wandels vorangetrieben.⁸⁸ Um diese Phänomene zu erfassen, ist eine genaue Analyse der Strukturen und Prozesse der narrativen Sinnbildung in den Selbstzeugnissen nötig, um nicht nur das Verhältnis des Verfassers zu dem Erzählten freizulegen, sondern auch die Konstitution des Selbst und die daran gebundenen selbstdarstellerischen Deutungsmuster.⁸⁹

Die Untersuchung narrativer Strukturen ist aber nur ein methodischer Zugriff auf autobiographische Quellen. In der neueren Forschung betonen die Historikerin Renate Dürr und der Soziologe Carsten Heinze die Funktion von Selbstzeugnissen als Akt der sozialen Kommunikation. Das Schreiben über das eigene Leben sei danach eine soziale Praxis, die nicht nur durch den eigenen konkreten biographischen, sondern auch durch den allgemeinen historischen Kontext bedingt wird und gleichzeitig auf diesen hin ausgerichtet ist. Dieser dialogisch strukturierte kommunikative Akt erfolgt also auf zwei Ebenen: Erstens als eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit aus der Perspektive der Schreibgegenwart heraus und zweitens als eine „nach außen getragene Kommunikation mit Blick auf einen möglichen Rezipientenkreis“,⁹⁰ dessen (Lese-)Erwartungen den Inhalt und die Form der autobiographischen Erzählung mehr oder weniger direkt beeinflussen.⁹¹

⁸⁷ Vgl. Ulbrich: Selbstzeugnis und Person, S. 6, S. 10–11.

⁸⁸ Vgl. Charlotte Heinritz: Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen. Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in Frauenautobiographien um 1900, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebenslaufanalysen 21, 2008, S. 114–23. Vgl. Depkat: Autobiographieforschung, S. 176

⁸⁹ Vgl. Depkat: Autobiographieforschung, S. 175–176 und Günther: Autobiographie. Im Detail gehe es darum, „die semantischen Relationen zwischen den einzelnen Passagen und Episoden einer autobiographischen Erzählung freizulegen, narrative Strategien der Geltungssicherung zu rekonstruieren und narrative Muster zu erörtern.“ Depkat: Autobiographieforschung, S. 175–176. Siehe auch Stephan Kraft: Literarisiertes Leben und gelebte Literatur. Interferenzen von Autobiographie, Briefkultur und galantem Roman um 1700, in: Zeitenblicke 1.2, 2002, www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/kraft/index.html [20. Dezember 2002]. Stephan Kraft hob zusätzlich hervor, „dass praktisch jedes Selbstzeugnis in hohem Maße diskursiv gebunden“ sei. Autobiographien hätten als literarische Gattung ihre eigenen Textkonventionen und -strategien, so dass folglich die „Erzählung immanenten narrativen Gesetzen“ folge. Kraft: Literarisiertes Leben, S. 8.

⁹⁰ Renate Dürr: Funktionen des Schreibens. Autobiographien und Selbstzeugnisse als Zeugnisse der Kommunikation und Selbstvergewisserung, in: Irene Dingel / Wolf-Friedrich Schäufele (Hg.): Kommunikation und Transfer im Christentum der Frühen Neuzeit, Mainz 2007, S. 17–31, hier S. 21.

⁹¹ Vgl. Dürr: Funktionen, und Carsten Heinze: Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 20, 2007, S. 19–39. Vgl. Depkat: Autobiographieforschung, S. 176.

Sowohl der textpragmatische als auch der auf die soziale Kommunikation ausgerichtete methodische Ansatz bieten Möglichkeiten der quellenkritischen Durchdringung von Selbstzeugnissen. Jeweils für sich alleinstehend scheinen sie jedoch nur eine unzureichende Analyse des Quellematerials zu ermöglichen. Volker Depkat schlägt deshalb einen text- und kommunikationspragmatischen Zugriff auf Selbstzeugnisse vor, bei dem „das Was der autobiographischen Kommunikation in Abhängigkeit von deren Wie und Warum“⁹² analysiert wird. Als eine Verbindung zwischen den zwei theoretischen Anknüpfungspunkten – der pragmatischen Textlinguistik und der literaturwissenschaftlichen Narratologie⁹³ – soll dieser kommunikations- und textpragmatische Zugriff mehrere Aufgaben erfüllen: Erstens soll er sich nicht nur um die materielle Textualität bemühen, „sondern auch den außertextuellen kommunikativen Bezugs- und Handlungsrahmen rekonstruieren“,⁹⁴ in welchem Selbstzeugnisse stehen und den sie zugleich auch mitbestimmen. Mit anderen Worten: Es muss untersucht werden, wie sich der äußere historische Kontext der Schreibgegenwart im Text inhaltlich und sprachlich manifestiert. Sowohl die biographischen Bedingungen des Autors als auch der allgemeine situative Entstehungsrahmen der Selbstzeugnisse müs-

⁹² Depkat: *Autobiographieforschung*, S. 177.

⁹³ Vgl. ebd., S. 177–178: Für Historiker sei laut Depkat an der kommunikationspragmatischen Textlinguistik vor allem der von der „Sprechakttheorie inspirierte Textbegriff, wonach ein Text nicht allein als eine grammatisch verknüpfte Zeichen- und Satzfolge definiert ist“ interessant, denn hier würde Text als „eine sprachliche Handlung, durch die der Autor eine bestimmte kommunikative Beziehung zu einem von ihm selbst im Akt des Schreibens imaginierten Publikum herzustellen versucht“ aufgefasst. Ebd., S. 177. Vgl. dazu auch Klaus Brinker: *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*, Berlin 2005, und Christof Hardmeier: *Textwelten der Bibel entdecken. Grundlagen und Verfahren einer textpragmatischen Literaturwissenschaft der Bibel*, Gütersloh 2003, S. 47–77. Laut Depkat ist „[d]amit ist jeder autobiographische Text in einem kommunikativen Handlungskontext angesiedelt, der dessen sprachliche Zeichenfolge weit übersteigt, der zugleich aber die im autobiographischen Text vollzogene Kommunikation selbst steuert. Mithin sind ‚sowohl die Wahl der sprachlichen Mittel [...] als auch die Entfaltung des Themas bzw. der Themen‘ (Brinker: *Linguistische Textanalyse*, S. 17) eines autobiographischen Textes kommunikativ gesteuert, das heißt durch die kommunikativen Intentionen des Autobiographen sowie durch die Faktoren des äußeren situativen Kontexts bestimmt. Sowohl die Produktion als auch die Rezeption von Autobiographien geschieht im Hinblick auf jenen textexternen Bezugs- und Handlungsrahmen – und erst dieser Bezug bestimmt sowohl die jeweilige Funktion als auch die spezifische Bedeutung der autobiographischen Kommunikation in den Texten.“ Depkat: *Autobiographieforschung*, S. 177. Unter literaturwissenschaftlicher Narratologie versteht Volker „das kultivierte Verständnis von Erzählung als einer besonderen Form der Redekommunikation, die im Prozess des Erzählens eine eigene Welt aufbaut. Diese Welt hat ihre eigene Ordnung, die gleichermaßen personal, räumlich und zeitlich dimensioniert ist. Diese Ordnung der erzählten Welt lässt sich in konkreter, methodisch regulierter Textarbeit ebenso freilegen wie die Elemente, Schemata und Struktur des erzählten Ereignis- und Handlungsgefüges. Ein zentraler Gegenstand der Narratologie ist ferner der Erzähler selbst und dessen Perspektive auf Welt, die er durch die Erzählung organisiert und die sowohl seine Wahrnehmung von Welt als auch seine Stellung zum Geschehen bestimmt. Schließlich sind auch der intendierte Adressat und die vom Erzähler imaginierte Erzählsituation in ihrer Bedeutung für das Erzählte ein wichtiges narratologisches Untersuchungsfeld.“ Ebd., S. 177–178.

⁹⁴ Ebd., S. 177.

sen, mittels Rückgriff auf anderes Quellenmaterial, rekonstruiert werden.⁹⁵ Allerdings gestaltet sich dieser letzte Schritt oft schwierig. Nicht zu jedem Autor lässt sich umfangreiches biographisches Quellenmaterial zusammentragen. Einige in dieser Arbeit untersuchten Selbstzeugnisse sind anonym verfasst worden. Weder der Name noch der genaue Entstehungszeitraum und -ort können zurückverfolgt werden. Dies ist besonders häufig der Fall bei Briefen, bei denen oft nur noch nachgezeichnet werden konnte, dass es sich beim Schreiber um einen Soldaten einer bestimmten Division, eines Bataillons oder Regimentes handelte. Selbst wenn der Name aus dem Brief zu entnehmen ist, gibt es zu einfachen Soldaten und anderen Militärs niedriger Ränge zu wenig betreffendes überlieferndes Quellenmaterial, das eine eindeutige Identifikation und eine umfassende lebensgeschichtliche Einordnung des Autors zulässt.⁹⁶ Während die meisten Briefe aber zumindest datiert sind, besteht sowohl bei publizierten als auch bei unveröffentlichten Memoiren das Problem, dass der Entstehungszeitraum nicht eindeutig geklärt werden kann. Viele Militärs schreiben ihre Erinnerungen Jahrzehnte nach ihrem Kriegseinsatz, oft sogar am Lebensende, doch geben sie nicht immer an, in welchem Jahr genau sie mit der Niederschrift begonnen bzw. diese vollendet haben. Bei solchen Fällen plädiert Depkat dafür, die äußeren Bezugs- und Handlungsrahmen der Texte zu rekonstruieren, indem eine „systematische Analyse der zeitlich-räumlichen Strukturen“ der Lebensschilderung durchgeführt wird, welche Hinweise darüber liefern kann, wie der Schreiber „sich selbst und seine Erzählung in Zeit und Raum verortet“.⁹⁷

Zweitens muss untersucht werden, wie die im Text selbst vollzogene Kommunikation durch den äußeren kommunikativen Kontext gesteuert wird. Selbstzeugnisse, insbesondere Memoiren und Autobiographien, sind immer ein Kommunikationsangebot des Autors an das von ihm vorgestellte oder antizipierte Lesepublikum. Welche sprachlichen und stilistischen Mittel benutzt der Verfasser also, um die kommunikative Interaktion mit seinem Adressatenkreis zu organisieren? Hier lohnt sich ein genauer Blick auf die Darstellung des Autors als Sprecher und Vermittler der Erzählung, die Art und Weise, wie er in dieser Rolle die historische Realität organisiert und welche Auswirkungen der Adressatenkreis sowohl auf die sprachliche als auch auf die thematische Gestaltung

⁹⁵ Vgl. Depkat: *Autobiographieforschung*, S. 177.

⁹⁶ Auf preußischer Seite kommt noch hinzu, dass ein Großteil der im Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz gelagerten Akten während des Zweiten Weltkrieges zerstört wurde.

⁹⁷ Depkat: *Autobiographieforschung*, S. 178–179. Fragen, die gestellt werden können: „Mit Hilfe welcher zeitlichen und räumlichen Signale nimmt er auf den Abfassungszeitpunkt und die Schreibgegenwart Bezug? Welche Perspektiven auf Vergangenheit und Zukunft werden dadurch organisiert? Wie wird die erzählte Vergangenheit selbst in Bezug auf Zeit und Raum strukturiert? Welche Zäsuren werden gesetzt? Welche räumlichen Konstellationen werden entworfen? Wie wird die eigene Lebensgeschichte dazu in Beziehung gesetzt? Wie werden Vergangenheit und Zukunft aus Sicht der Schreibgegenwart ineinander verschränkt? Was sagt dies über die biographische und historische Wirklichkeit des Abfassungszeitpunktes aus?“ Ebd., S. 178–179.

des Textes hat.⁹⁸ Daran anschließend kann dann untersucht werden, welche Art von Geschichte, welche Art von Narrativ der Verfasser in seinem Selbstzeugnis eigentlich erzählt und wie sich diese Deutungsmuster und Erzählstrategien zum historischen Kontext verhalten.⁹⁹ Die so als Akt sozialer Kommunikation aufgefassten Selbstzeugnisse ermöglichen dann einen Einblick in individuelle und kollektive Sinnstiftungsprozesse vor dem Hintergrund und in Auseinandersetzung mit historischen Erfahrungen und Entwicklungen.¹⁰⁰

Für die Fragestellungen dieser Arbeit ist der text- und kommunikationspragmatische Ansatz von Depkat besonders furchtbar, denn eine heroische Selbstdarstellung ist eine besondere Form der Identitätsbildung und der Konstruktion des Selbst. Hier findet mehr als nur die Konstitution eines Subjektes, eines *Ichs* vor und in Aushandlung mit dem historischen Kontext statt, die Heroisierung ist quasi eine Überhöhung, eine Verstärkung und zugleich eine Idealisierung der eigenen Person. Die Untersuchung muss also hier verstärkt nach der inhaltlichen und sprachlichen Manifestation des historischen Kontextes im Selbstzeugnis fragen. Denn gerade im militärischen Bereich und vor dem Hintergrund einschneidender individueller sowie kollektiver Kriegserfahrungen fungieren Heldenbilder als Mittel der Sinnstiftung, die dem Bedürfnis der Verfasser von Autobiographien gerecht werden sollen, das Erlebte und die eigenen Handlungen während der Kriegszeit in ein stringentes, zielführendes und sinngebendes Narrativ zu überführen. Genau diese narrativen Strategien und Deutungsmuster sollen in den Selbstzeugnissen herausgearbeitet und in Beziehung zu den Heldenbildern des situativen, historischen Kontextes – Stichwörter Propaganda und Erinnerungskultur – gesetzt werden. Dabei soll aber auch der kommunikative Akt mit der Leserschaft berücksichtigt werden, denn nicht nur im historischen Kontext, sondern auch in der kommunikativen Aushandlung mit dem Publikum in seiner Rolle als Verehrergemeinde des Helden werden die Heldenbilder entwickelt und beschrieben.

3. Methode: Heroische Merkmale und Heroisierungsprozesse

Beschäftigt man sich mit der Heroisierung und der heroischen Darstellung von Personen, ist es notwendig, sich überhaupt klarzumachen, was ein Held bzw. eine heroische Figur eigentlich genau ist. Dabei reicht es nicht aus, sich nur zu fragen, was die Zeitgenossen in ihrer jeweiligen Epoche als heroisch empfunden

⁹⁸ Vgl. Autobiographieforschung, S. 178.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 179.

¹⁰⁰ Depkat betont hier den Zusammenhang zwischen historischen Umbruchsituationen und der autobiographischen Schrift. Eventuell werde die Niederschrift der eigenen Lebensgeschichte erst durch Umbrüche, Zäsuren und Krisen motiviert und deshalb wären historische Umbruchsituationen immer schon im autobiographischen Narrativ präsent, obwohl der autobiographische Text selbst sie vielleicht gar nicht thematisiere. Vgl. ebd., S. 179.

den haben. Zeitgenössische Wörterbücher mögen Definitionen der kontext- und zeitgebundenen Auffassung von Helden einer Zeitperiode liefern, doch aus einer wissenschaftlich-analytischen Perspektive sind Heldenbilder ein weit umfassenderes Gebilde aus sozialen, kulturellen und politischen Aushandlungsprozessen, die nicht nur von Epoche zu Epoche, sondern zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen variieren können. Zudem weisen sie starke polarisierende und instrumentalisierende Funktionen auf, die nicht einfach mit einer zeitgenössischen Definition zu erfassen sind:¹⁰¹ „Die Forschung beginnt da, wo allgemeine Merkmale von Helden herausgearbeitet, wo sie mit anderen wichtigen kulturellen Figuren typologisch verglichen oder ihre Entstehungsbedingungen analysiert werden.“¹⁰²

Für die Quellenarbeit führt dies jedoch zu einigen Herausforderungen: Es gilt erst einmal den Untersuchungsgegenstand genau zu identifizieren, der jedoch nicht immer so eindeutig in Erscheinung tritt. In seinen ersten theoretischen Überlegungen definierte der SFB 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ heroische Figuren zunächst grob als „eine reale oder fiktive, lebende oder tote menschliche Person, die als Held, *hero*, *héros* usw. benannt und/oder präsentiert wird und der heroische Eigenschaften zugeschrieben werden“.¹⁰³ Obwohl die Benennung nur eines der grundlegenden Merkmale des Heroischen in der theoretischen Konzeption des SFB ist und auch kein zwingendes Element der heroischen Darstellung widerspiegelt, so ist sie doch extrem hilfreich bei der Untersuchung eines umfangreichen Quellenkorpus, das zuweilen recht detaillierte und ausschweifende Lebenserzählungen enthält. Die heroische (Selbst-) Darstellung ist nur einer der in diesen Quellen enthaltenen Themenkomplexe. Vor allem aber ist bei der Quellenauswertung ein ganz anderes Problem zu Tage getreten: In Selbstzeugnissen benennen die Autoren sich selbst und ihre Kameraden, mit einigen wenigen Ausnahmen, selten als Held. In Memoiren, Tage-

¹⁰¹ Vgl. Ulrich Bröckling: Postheroische Helden. Ein Zeitbild, Berlin 2020: „Das Attribut ‚heroisch‘ mag den Charakter einer Person, die moralische Qualität einer Handlung oder die mit ihrer Ausführung verbundenen Mühen und Gefahren bezeichnen oder einfach nur eine Chiffre für Außergewöhnliches sein, – immer handelt es sich um Zuschreibungen, und stets braucht es eine Gemeinschaft, die sie teilt. Oder aber darüber streitet. Denn dass Helden narrativ erzeugt werden, bedeutet auch, es ist kontingent und kontrovers, was sie ausmacht und wer als einer gelten soll. Des einen Helden ist des anderen Schurke, was hier als heroisch gefeiert wird, hält man anderswo für trivial, und wer überhaupt heldenhaft sein kann oder soll, variiert von Epoche zu Epoche. Wenig trennscharf ist die Abgrenzung zu verwandten Figuren wie dem Genie, *grand homme*, Star, Abenteurer, Führer, Herrscher, Heiligen oder Märtyrer. Ein verbindlicher Heldenkanon lässt sich nicht dekretieren; wo man es versucht, wuchern auch die Gegenfiguren, die nicht ins Schema passen.“ Ebd., S. 19.

¹⁰² Tobias Schlechtriemen: Der Held als Effekt. Boundary work in Heroisierungsprozessen. Berliner Debatte Initial 29.1, 2018, S. 106–119, hier S. 106.

¹⁰³ Ralf von den Hoff u. a.: Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen 1.1, 2013, S. 7–14. DOI :10.6049/helden.heroes.heros./2013/01/0, hier S. 8.

büchern, Briefen und Autobiographien lässt sich das Wortfeld des Heroischen, sprich der ostentative Gebrauch von Begriffen wie zum Beispiel Held, heldenhaft oder *héroïque* recht sparsam und nur in geringer Zahl in verschiedenen Selbstzeugnissen nachweisen. Dennoch argumentiert diese Arbeit, dass Soldaten und Offiziere sich durchaus selbst in ihren Egodokumenten heroisierten. Die heroische Selbstdarstellung in Selbstzeugnissen wird dabei nicht unbedingt durch die Selbstbezeichnung definiert, sondern kommt indirekt durch die Aneignung unterschiedlicher heroischer Merkmale und Qualitäten zustande, die durch narrative Strukturen und Prozesse und anhand der Kommunikation mit dem Adressatenkreis in den Vordergrund treten. Um diese heroische Selbstdarstellung erfassen zu können, orientiert sich die in dieser Arbeit geleistete text- und kommunikationspragmatische Quellenarbeit an zwei theoretischen Leitgedanken der Analyse heroischer Phänomene: den „Bausteinen einer Theorie des Heroischen“ von Ulrich Bröckling und dem *Held als Effekt* von Tobias Schlechtriemen.¹⁰⁴

Ulrich Bröckling betont in seinen Überlegungen zu einer Theorie des Heroischen, dass eine solche sich immer nur auf die Narration beziehen kann – ohne Erzählung, ohne Berichte über die Heldentat oder den Heldentod kann der Held nicht existieren.¹⁰⁵ Er besteht in Abhängigkeit von der heroischen Benennung, von der Überlieferung und den entsprechenden Rezipienten. Da aber der Gegenstand einer Theorie des Heroischen, sprich der Held, so vielschichtig ist, unzähligen kulturellen, gesellschaftlichen, politischen und zeitlichen Wandeln unterworfen, kann eine ihn erfassende Theorie nur historisierend vorgehen. Sie muss zwar nominalistisch angelegt sein, doch endgültige normative Aussagen kann sie und soll sie nicht treffen. Es geht nicht darum, zu definieren, wer genau ein Held ist oder sein kann bzw. was eigentlich heroisch ist. Stattdessen soll die Theorie die narrativen Muster erkunden, welche bestimmen „wer oder was zu einer bestimmten Zeit in einem spezifischen kulturellen Rahmen so bezeichnet wird, welche Erfahrungen und Wertorientierungen diesen Zuschreibungen zugrunde liegen, auf welche Bedürfnisse sie reagieren, welche Aufgaben sie erfüllen sollen, welche Effekte sie zeitigen und mit welchen Widerständen sie konfrontiert sind – kurzum, sie fragt nach den Modi und Dynamiken der Heroisierung und Deheroisierung.“¹⁰⁶ Die Theorie von Bröckling entwickelt dabei keine Systematik des Heroischen, sondern bietet bestimmte Bausteine an, die in unterschiedlicher Kombination auftreten können und dadurch jeweilige Heldenfiguren in ihren jeweiligen historischen Kontexten erfassbar machen. Nicht jeder dieser Bausteine muss bei einer Heroisierung eine Rolle spielen oder überhaupt evoziert werden. Für die Untersuchung der militärischen Selbstdarstellungen haben sich die folgenden Bausteine als besonders furchtbar erwiesen: Exzeptio-

¹⁰⁴ Vgl. Bröckling: Postheroische Helden; Schlechtriemen: Der Held.

¹⁰⁵ Die folgenden Ausführungen folgen Bröckling: Postheroische Helden, S. 19–23.

¹⁰⁶ Bröckling: Postheroische Helden, S. 20–21.

nalität, Transgression, Agonalität, Opfer, Handlungsmacht und zum Teil auch moralische Affektion und ästhetische Inszenierung.¹⁰⁷

Die Bausteine des Heroischen von Bröckling bieten einen wertvollen Ansatz für die Durchdringungen der heroischen Selbstdarstellung in militärischen Selbstzeugnissen, doch bedarf es einer zusätzlichen methodischen Handhabung, einer Heuristik, um die zuweilen sehr sublim und unterschwellig gehaltenen Narrative der heroischen Selbstkonstruktion in den autobiographischen Quellen zu erfassen. Als hilfreiches heuristisches Werkzeug bietet sich dafür der Ansatz von Tobias Schlechtriemen an, welcher, weg von der heroischen Einzelfigur, vielmehr auf die Prozesse der Heroisierung ausgerichtet ist. Die Heroisierungsprozesse werden hier anhand von Prozessen der Grenzziehung genauer erfasst, an deren Ende die heroische Figur und ihre Eigenschaften als Effekt hervorgebracht werden.¹⁰⁸ Im Gegensatz zu einer reinen Typologie, die zwar ebenfalls nach den Merkmalen von Heldenfiguren fragt, doch mit dem Ziel, die spezifische Figur im Vergleich mit anderen Figuren zu analysieren, und die nicht nur das semantische Feld synchron ordnet, sondern auch eine in der Wirklichkeit nicht einlösbare Vollständigkeit suggeriert,¹⁰⁹ soll die von Schlechtriemen entwickelte Heuristik Einblicke in „die Prozesse, wie eine Person oder eine Figur zum Helden avanciert“,¹¹⁰ Auskunft geben. Bevor dieser Schritt unternommen werden kann, empfiehlt Schlechtriemen zuerst dennoch mit einem typologischen Ansatz zu beginnen, welcher aus einem Set von fünf heuristischen Merkmalen besteht, die eine heroische Figur in der Regel auszeichnen: Außerordentlichkeit, Autonomie und Transgressivität, moralische und affektive Aufgeladenheit, Agonalität sowie eine starke Agency. Diese sich zum Teil mit den Bausteinen von Bröcklings Theorie überschneidenden Charakteristika des Heroischen sollen helfen, zuerst genauer zu bestimmen, wo die Untersuchung ansetzen soll, sprich heroische Figuren in den Quellentexten ausfindig zu machen.¹¹¹ Anschließend soll genauer untersucht werden, wie diese heroischen Eigenschaften des Helden zustande kommen: Sie sind Effekte von materiellen und sozio-kulturellen Konstitutionsprozessen, bei denen verschiedenen Formen von Grenzziehungen (*boundary work*) eine entscheidende Rolle spielen.¹¹² Schlechtriemen konnte vier Formen der Grenzziehung identifizieren, die bei der Etablierung des Helden und seiner Merkmale eine entschiedene Rolle spielen: Erstens die Abgrenzung zu den Gegenspielern bzw. Antagonisten,¹¹³ zweitens die Abhebung von der gleichfö-

¹⁰⁷ Weitere Bausteine wären noch Tragik/Komik, Mythos und Typologien.

¹⁰⁸ Vgl. Schlechtriemen: *Der Held*, S. 106.

¹⁰⁹ Vgl. ebd., S. 107–108.

¹¹⁰ Ebd., S. 108.

¹¹¹ Vgl. ebd., S. 108–109.

¹¹² Vgl. Schlechtriemen: *Der Held*, S. 109.

¹¹³ Vgl. ebd., S. 114. „Erstens: Sowohl bei den sich voneinander abgrenzenden Gegenspielern (Held und Widersacher) in der Figurenkonstellation als auch bei der politischen Identifikation zweier sozialer kollektiver Akteure (Freund und Feind), die durch eine Grenzlinie klar getrennt sind, ist die Grenzziehung durch dichotome Polarisierung gekennzeichnet.“

migen Menge der Anderen,¹¹⁴ drittens der Akt der Grenzüberschreitung an sich im Erzählraum¹¹⁵ und viertens die Grenzziehung, indem anderen Beteiligten die heroischen Eigenschaften abgesprochen werden.¹¹⁶

Die Kombination von Bröcklings Bausteinen des Heroischen mit den von Schlechtriemen definierten fünf heroischen Merkmalen in einem ersten Analyseschritt und die Untersuchung von Heroisierungsprozessen und *boundary work* in einem zweiten Schritt können dementsprechend aus einer relationalen Perspektive heraus die im Falle der militärischen Selbstzeugnisse narrativen Praktiken und Strukturen rekonstruieren, die als Ergebnis die heroische Selbstdarstellung hervorbringen.

4. Aufbau

Die Arbeit gliedert sich in sechs systematische Kapitel, wobei jedes Kapitel einem wichtigen Element bzw. Themenfeld des soldatisch-heroischen Selbstbildes gewidmet ist, welches im Kapitel selbst chronologisch auf seinen Wandel und seine Entwicklung hin untersucht wird. Diese Themenfelder wurden identifiziert, indem das Quellenkorpus mit Hilfe einer abgewandelten Form des *distant reading* untersucht wurde, wobei die methodischen Ansätze von Bröckling und Schlechtriemen als Leitrahmen dienten. Bei der Sichtung nach möglichen Heroisierungsnarrativen wurde vor allem Art auf die sprachlichen Darstellungen und Tiefe der inhaltlichen Beschreibungen geachtet: In Offiziersbriefen, in denen vor allem nur militärische Befehle kommuniziert werden, in Briefen von Soldaten an Familien, in denen um Geld oder andere Dinge gebeten wird, oder auch in Marschjournalen sind seltener, wenn nicht sogar oftmals so gut wie keine Heroisierungsnarrative erkennbar, da vor allem einfache Fakten aufgezählt werden. Für die Fragestellungen dieser Arbeit sind sie damit weniger wertvoll als Quellen,

¹¹⁴ Vgl. ebd. „Eine zweite Form der Grenzziehung ist die Entstehung einer abgegrenzten Gestalt – der heroischen Figur – vor dem Hintergrund der gleichförmigen Menge. Vielmehr werden hierbei die Konturen der Figur nachgezogen, wodurch sie sich stärker oder überhaupt von ihrem Hintergrund abhebt. Ging es bei der ersten Grenzziehung vor allem um Emotionen und kollektive Identifikationen, so spielt sich diese Abgrenzung im Feld der Wahrnehmung und Zuschreibung von Eigenschaften ab.“

¹¹⁵ Vgl. ebd. „Die dritte Variante beschreibt den Akt der Grenzüberschreitung. Ihr liegt die Trennung der zwei Welten zugrunde, die den Erzählraum allererst strukturieren. Für die Konstitution der heroischen Figur ist jedoch der Umstand entscheidend, dass sie allein die ansonsten unüberwindliche Grenze zu überschreiten vermag und sich dadurch heroisch auszeichnen kann. Die den (Erzähl-)Raum strukturierende Grenzziehung und die temporale Handlung der Grenzüberschreitung spielen hier eng zusammen.“

¹¹⁶ Vgl. ebd., S. 115. „Schließlich zeigt die vierte Form von Grenzziehung, dass die Eigenschaften der heroischen Figur auch dadurch zustande kommen, dass dieselben Eigenschaften den anderen Beteiligten abgesprochen werden. Nur indem die Agency aller anderen aus dem Bereich des Erzählten und Dargestellten ausgegrenzt wird, scheint sie bei der heroischen Figur erhöht zu sein. Nicht zuletzt beruht die starke menschliche Agency der heroischen Figur darauf, dass der Anteil der Medien am Zustandekommen der heroischen Effekte ausgeblendet wird.“

in denen detaillierte Narrationen von Kriegserlebnissen inklusive eigener Überlegungen, umfängliche Beschreibungen oder auch Deutungsversuche enthalten sind. Der Fokus lag dementsprechend vor allem auf dieser Art von Selbstzeugnissen, wobei zudem darauf geachtet wurde, eine möglichst diverse Auswahl in Bezug auf die Herkunft und den militärischen Rang der Kriegsteilnehmer zu treffen, damit das Korpus so umfassend wie möglich, aber die Operationalisierbarkeit weiterhin gegeben war. Nachdem so ein Überblick über die heroische Selbstdarstellung in den Selbstzeugnissen gewonnen wurde, wurden die Bereiche ausgewählt, bei denen die heroische Darstellung und Narrative am häufigsten und am auffälligsten in Erscheinung treten. In einem zweiten Schritt wurde eine qualitative Untersuchung vorgenommen, bei welcher aussagekräftige Selbstzeugnisse sowie einzelne Passagen und Textauszüge exemplarisch ausgewählt wurden und mit der Methode des *close reading* genauer analysiert wurden. Hier halfen die Überlegungen von Volker Depkar sowie die Ansätze von Bröckling und Schlechtriemen, die narrativen Strukturen und Strategien aufzudecken, welche die Autoren benutzen, um sich in diesen sechs Themenbereichen zu heroisieren. Dabei wurden die Unterschiede verschiedener Heldenbilder sowie ihre Veränderungen und Entwicklungen in Selbstzeugnissen von Soldaten und Offizieren vom Siebenjährigen Krieg bis ins 19. Jahrhundert festgehalten. Obwohl so aus dem weitgehenden Quellenkorpus für die detaillierte Quellenanalyse nur ein Teil der Quellen herausgegriffen wurde, kann argumentiert werden, dass dieser durchaus repräsentativ ist. So wie der Historiker Frank Becker zu seiner Studie über die Bilder und Deutungsmuster liberaler Zeitschriften in Bezug auf den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 argumentiert, die bürgerliche Deutungskultur trotz fehlender übergreifender argumentativer Strategie anhand grundlegender Argumentationslinien aufschlüsseln zu können,¹¹⁷ kann auch für die Untersuchung der narrativen Strategien des Heroisch-Militärischen in Selbstzeugnissen festgestellt werden, dass sich „so auffällige Häufungen bestimmter Deutungsmuster, so klare Dominanzen bestimmter Interpretationsschemata“¹¹⁸ finden lassen, aus denen sich grundlegende Aussagen formulieren lassen. Auch wenn es bei den einzelnen Narrativen zu Unterschieden kommt – sei es durch die soziale Herkunft, den militärischen Rang oder auch den Heimatort eines Militärs – lassen sich gemeinsame Linien und Leitbilder innerhalb einer sozial-militärischen wie kultur-militärischen Gruppe aber auch rang- und statusübergreifend aufdecken, quasi „eine strukturelle Übereinstimmigkeit“¹¹⁹, bestimmt durch einen „Trend, ein[en] argumentative[n] Druck [...], der darauf abzielt, die einzelnen Deutungsmuster miteinander kompatibel zu machen“¹²⁰

¹¹⁷ Vgl. Becker: Bilder, S. 295.

¹¹⁸ Ebd.

¹¹⁹ Ebd.

¹²⁰ Ebd.

Die Arbeit folgt einem systematischen und analytischen Aufbau statt einem chronologischen. Damit soll gewährleistet sein, dass jedes heroische Feld bzw. jeder Baustein auf seine Konstitution, seine Entwicklung und die entsprechenden narrativen Strategien untersucht wird, seine Besonderheiten herausgearbeitet und in den historischen Kontext eingeordnet werden, ohne zu riskieren, einer teleologischen Ausrichtung und Deutung des Wandels der Heldenbilder zu folgen. Zugleich wird damit auch dem Quellenproblem der Asymmetrie entgegengewirkt. Die Anzahl der Quellen aus dem 19. Jahrhundert überwiegt nämlich die des 18. Jahrhunderts und damit ist der Siebenjährige Krieg im Quellenkorpus zwangsläufig unterrepräsentiert. Dies hat einerseits mit der Überlieferungslage, andererseits aber auch mit den Schreibfähigkeiten und -fertigkeiten der Autoren zu tun, die erst im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Bevölkerungen großflächig zunahm. So gibt es insgesamt gerade für den Siebenjährigen Krieg deutlich weniger Selbstzeugnisse von einfachen Soldaten, da sie größtenteils aus niedrigeren Gesellschaftsschichten stammten, in denen die Alphabetisierungsrate nicht besonders hoch war. Schreibkundige Stände und soziale Schichten wie der Adel oder das Bürgertum dominieren dementsprechend das Quellenkorpus.¹²¹

Die Asymmetrie besteht jedoch nicht nur aufgrund der sozialbedingten Schreibfähigkeiten der Verfasser, sondern auch aufgrund des erinnerungskulturellen Kontextes. Kriege, die in einem Land oder Staat einen historisch prägenden und einschneidenderen Einfluss hatten, wurden automatisch von mehr Schreiberzeugnissen und Textproduktion begleitet, die sich bemühten, diese für die Gesellschaft und die Geschichte des Landes so relevanten Ereignisse festzuhalten – was in Frankreich z. B. für die Französische Revolution und in Preußen dagegen für den Siebenjährigen Krieg oder auch die Befreiungskriege der Fall war.¹²² Dementsprechend beruht die Asymmetrie des Quellenkorpus auch auf einer staatlich-territorial gebundenen Differenz der Textproduktion und Überlieferung. Der systematisch-analytische Aufbau der Arbeit soll hier die Operationalisierbarkeit garantieren.

Das erste Kapitel widmete sich einem der elementarsten Bestandteile von Heldenbildern: der Heldentat. Diese verweist nicht nur auf die starke Agency des Helden, sie bietet ihm vor allem eine zentrale Fläche, um seine heroischen Qualitäten aktiv unter Beweis zu stellen. Für militärische Heldenfiguren bil-

¹²¹ Viele Soldaten konnten also selbst Anfang des 19. Jahrhunderts noch nicht wirklich schreiben, so dass sie ihre Erinnerungen nicht auf Papier festhalten konnten, was sich auch daran zeigt, dass schreibkundige Soldaten oftmals gebeten wurden, für ihre Kameraden Briefe zu verfassen.

¹²² Zudem kommen die heutigen archivalischen Voraussetzungen hinzu: Während in Deutschland nicht nur wichtige Bestände während des Zweiten Weltkrieges zerstört wurden, zeichnet sich die deutsche Archivlandschaft, im Vergleich zu Frankreich, durch eine relative starke Dezentralisierung aus, so dass die Suche nach entsprechendem Quellenmaterial in einer Vielzahl von unterschiedlichen Stadt- und Spezialarchiven weniger produktiv und ertragreich war, als der Zugriff auf die zentralisierten Archive Frankreichs, insbesondere den *Service Historique de la Défense* oder selbst das Digitalisierungsprojekt *Gallica* der *Bibliothèque Nationale de France*.

det der Kampf den zentralen Wirkungsbereich heroischer Handlungen. Das Kapitel untersucht hier nicht nur, wie das Verhalten von Soldaten und Offizieren beschrieben wird, sprich welche Begriffe und semantischen Felder in den Selbstzeugnissen benutzt werden, sondern auch, welche heroisch-militärischen Qualitäten damit evoziert werden. Dabei soll auch festgehalten werden, welche Eigenschaften auf ältere heroische Präfigurate zurückgehen und wo es sich zuweilen um die Betonung neuerer Formen heroisch-militärischen Verhaltens handelt, die nicht zuletzt durch die veränderten Schlachtfeldbedingungen und Militärtaktiken des 18. und 19. Jahrhunderts bedingt wurden. Vor allem aber wird danach gefragt, welches Verhältnis zwischen Transgression, Gewalt und Heldentum besteht und wie mit illegitimen Gewalthandlungen, sprich Gewalt gegen Zivilisten oder militärischem Ungehorsam, in den Selbstzeugnissen umgegangen wird. Welche narrativen Strategien entwickeln die Autoren, um die Trias von Gewalt, Legitimität und dem Heroischen bzw. von Heroisierung zu erfassen und darzustellen?

Die Tatsache, dass die Veränderungen von Schlachttaktiken und der Einfluss von Massenheeren auch Einfluss auf Prozesse der Heroisierung und der heroischen (Selbst-)Darstellung hatten, wird in Kapitel 2 genauer untersucht. Hier soll der Frage nach dem Verhältnis von Exzeptionalität und dem Heroischen nachgegangen werden. Als ausschlaggebendes Merkmal des Heroischen spielte die Außergewöhnlichkeit auch für heroisch-militärische Leitbilder eine entscheidende Rolle. Doch wie soll diese hervorgehoben werden, wenn außergewöhnliche Einzeltaten auf den chaotischen Schlachtfeldern des 18. und frühen 19. Jahrhunderts kaum bemerkbar und/oder für den Schlachtverlauf selten von ausschlaggebender Bedeutung waren? Wie also heroisiert man individuelle Leistungen, wenn diese sich nur bedingt als Möglichkeit der (Selbst-)Heroisierung eigenen? Hierfür soll nicht nur die Bedeutung von Orden und Auszeichnungen in den Blick genommen werden, sondern der Fokus auch auf die Frage nach heroischen Kollektiven gelegt werden.

Während Mut und kämpferische Fähigkeiten traditionelle Elemente des heroischen *Werkzeugkastens* bildeten, kristallisierten sich zum Teil im Laufe des Siebenjährigen Krieges, vor allem aber während der Französischen Revolution neue Elemente des militärisch-heroischen Leitbildes heraus, die die Öffnung der heroischen Darstellung für eine breitere Schicht von Militärs bewirkte. In Kapitel 3 soll deshalb ein genauer Blick auf diese Elemente geworfen werden, zu denen vor allem Patriotismus, Pflichtgefühl und Opferbereitschaft zählen. Dabei schuf die Betonung des Patriotismus als Teil heroisch-militärischer Leitbilder ein breites Feld von neuen Heroisierungsmustern gerade für einfache Soldaten. Am bedeutendsten war hierbei wohl die Vorstellung des Selbstopfers, des Heldentodes sowie des militärisch-heroischen Martyriums.

Im vierten Kapitel soll dagegen gezielter nach politischen, kulturellen, aber vor allem auch gesellschaftlichen Entwicklungen gefragt, die stetig die Demo-

kratisierung des Heroischen begünstigten, aber zugleich auch das Herausbilden von unterschiedlichen militärischen Heldenbildern für verschiedene militärische Ränge und soziale Stände beförderten. Am Konzept der Ehre soll gezeigt werden, wie einzelne militärische Ränge und diverse gesellschaftliche Schichten entweder gezielt eigene heroisch-militärische Vorstellungen und Methoden der (Selbst-)Heroisierung vorantrieben oder aber ihre überkommenen militärischen Heldenbilder mittels narrativer Strategien in den Selbstzeugnissen verteidigten. Dabei wird anhand der Untersuchung von Duellen bzw. der Berichte über das Duell die praktische Umsetzung dieser Strategien der Formierung und/oder Abgrenzung von heroisch-militärischen Qualitäten deutlich gemacht sowie ein Blick auf das Konzept der soldatischen Berufs- und Regimentsehre geworfen.

Dieser Differenzierung unterschiedlicher militärischer Heldenbilder bzw. heroisch-militärischer Qualitäten nach militärischen Rängen und sozialen Ständen soll auch im fünften Kapitel nachgegangen werden. Die Verbindung von Männlichkeitsvorstellungen und dem Heroischen macht hierbei deutlich, dass verschiedene militärische Ränge sich unterschiedlichsten gesellschaftlichen Standards und Wertvorstellungen verpflichtet fühlten und sich dies auch implizit in den narrativen Strategien der (Selbst-)Heroisierung ausdrückte. Dabei propagierte gerade die napoleonische Militärkultur das Bild einer virilen Männlichkeit als Teil des kriegerisch-militärischen Selbstverständnisses. Deshalb soll anhand der Beschreibungen von Beziehungen zu Frauen der heroisch-militärische Charakter unterschiedlicher Männlichkeitsentwürfe vom 18. bis ins 19. Jahrhundert untersucht werden.

Die Frage nach Männlichkeitsentwürfen verweist auf ein letztes Themenfeld militärisch-heroischer Leitbilder: Emotionen und deren Ausdruck. Hier hatten kulturelle Entwicklungen wie der Kult der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts oder das Gendering von Gefühlen im Laufe des 19. Jahrhunderts einen starken Einfluss auf den Wandel der Darstellung von Emotionen und die emotionalen Praktiken. Im sechsten Kapitel soll deshalb untersucht werden, welche Emotionen im militärischen Kontext vertretbar waren: Welche Gefühle durften offen gezeigt werden, welche wurden verschwiegen und welche Rolle spielten sie in der (Selbst-)Heroisierung? Hierbei ist auffällig, dass Angst, welche jahrhundertlang quasi als Antithese zum Heroischen galt, im 18. und 19. Jahrhundert eine Entwicklung durchläuft und sich die Darstellung und auch der Umgang mit Furcht in Bezug auf das Heroisch-Militärische in diesen Jahrhunderten als komplexer und differenzierter erweist als noch im Jahrhundert davor. Das Gleiche scheint für Tränen als Ausdruck von Trauer oder Rührung zu gelten. Welche kulturellen Entwicklungen schufen die Voraussetzungen dafür, dass bestimmte Emotionen nunmehr als Teil einer heroisch-militärischen Disposition dargestellt und offen gelegt werden konnten? Genau dies wird in diesem Kapitel genauer untersucht.

In einem Fazit werden diese Fragen nach militärischen Leitbildern, nach Kriegserfahrung und -deutung, nach militärischer Erinnerungskultur, nach sol-

datischer Motivation und militärischen Wertvorstellungen dann zusammengefasst und übergreifend eingeordnet. Auf dieser Grundlage ist ein erster Überblick über den Wandel militärischer (Selbst-)Heroisierung von 1750 bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts möglich.

